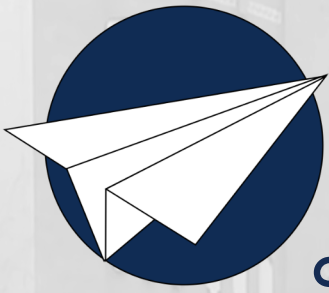


Ausgabe 19

Online-Ausgabe



Flugblatt

Die Schüler*innenzeitung
des Lilienthal-Gymnasiums Berlin



(un)verantwortlich!

Winter 2021

Editorial

Liebe Leser*innen,

jede*r von uns ist verantwortlich für das, was er*sie tut und denkt. Verantwortung bedeutet auch, wie wir unsere Ansichten gegenüber anderen sowie auch gegenüber uns selbst vertreten und wie wir sie unser Handeln beeinflussen lassen. Das geht von alltäglichen Situationen, wie der Entscheidung, was ich heute anziehen möchte, bis zum großen globalen Kontext, in dem jede*r einen Beitrag zur gegenwärtigen und künftigen Welt leistet.

Wir befassen uns in der 19. Ausgabe des „FlugBlatts“ zum Beispiel mit den Solaranlagen auf unserem Schuldach. Habt ihr die schon mal bemerkt und ist euch auch aufgefallen, dass nur ein ganz kleiner Teil des Daches damit bestückt ist? Warum nicht gleich komplett? Unsere beiden Redakteur*innen Lou und Florian haben nachgeforscht! Und wie können wir auch unabhängig von Solaranlagen etwas eigenverantwortlich für den Klimaschutz tun? Unsere Redakteurin Johanna gibt euch einen Einblick in den Bereich der re- und up-cyclten Kleidung. Aktuelle Beiträge zum Thema Klimaschutz – ein Thema, das auch in Pandemie-Zeiten unsere Aufmerksamkeit braucht.

Eine weitere gesellschaftliche Bewegung ist Black Lives Matter. Sie setzt in diesen Zeiten besonders auf digitale Kommunikation – auf Seite 26 stellt euch Turid die Bewegung vor und weist darauf hin, dass „Black Lives Matter“ auch für unseren Schulalltag (zumindest indirekt) eine Rolle spielt. Und um das Thema „Corona“ kommt man auch weiterhin nicht herum – über die Corona-App erfahrt ihr in einem Artikel von Paul auf Seite 18 mehr.

Auch aus unserem schulischen Umfeld gibt es einiges zu berichten. So findet ihr zum Beispiel eine Umfrage, die unser Lili-Jugendwort des Jahres kürt, die Vorstellungen der neuen Lehrkräfte, eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Duzens und Siezens im Schulalltag, einen Einblick, wie die Schule in anderen Ländern stattfindet – womit der Blick sich wieder in die große Welt hinaus öffnet –, und vieles mehr!

Was Verantwortung für uns Schüler*innen bedeutet und was uns am Lilienthal-Gymnasium sonst so beschäftigt, erfahrt ihr auf den folgenden Seiten.

Viel Spaß beim Lesen wünscht im Namen der gesamten Redaktion

Emilia Friedrich

Emilia Friedrich (10.3, Chefredakteurin)



Oben: unsere Chefredakteurin Emilia Friedrich (10.3)

Unten, von links: unser Layoutteam bestehend aus: Dana-Mae Majewski (Q2), Tamar Landmann (Q2), Simon Ocker (10.3)

Fotografin: Lena-Christin Stolte

Bild Schulgebäude: Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf (Ausschnitt)

Inhaltsverzeichnis

Schulintern

	Seite
Vorstellungen der neuen Lehrkräfte	4
5 philosophische Minuten mit Frau Dr. Ketterl	6
6 Fragen an Frau Seemann	8
Rätsel des Schulalltags	9
Pausenplausch	10
Mülldienst – kein Vergnügen, aber nötig – und bitte mit mehr Zeit	10
Das Jugendwort des Lili!	11
Die Klima-AG stellt sich vor	12
Dieser Moment, wenn...	12
Lili-History: Richard Sorge	13
Schüler*innensprechstunde	16

(un)verantwortlich!

Corona-App	18
Stimmen aus dem Unterricht	19
Glosse: Queerbaiting	20
Glosse: Tot im Netz?	21
Gedichte	22
Gleichberechtigung im Sportunterricht	24
Avon-Frauenlauf	24
Black Lives Matter - immer, überall!	26
Maskenpflicht „Freiwillige Verpflichtung“	27
Poetry Slam: „Lass uns Geschichten schreiben“	28
Schule in anderen Ländern	30
Solarzellen am Lili	32
Nachhaltige Mode: Ist sie das Geld wert?	33
Das besondere Steckenpferd – Hobby Horsing	34

Lifestyle

Streich die Abstreiche nicht!	37
Best-Of	38
Berlin-Mitte mal anders	40
Lesen oder lassen?	41
LILI-Craft	42
Abschluss in der Tasche – und dann?	44
Freiwilligkeit als Pflicht?	46
Masken-Quiz	47

Impressum

Vorstellungen der neuen Lehrkräfte

Frau Dr. Steinke-Dörpholz (evangelischer Religionsunterricht)

Ich bin Frau Dr. Angela Steinke-Dörpholz und in diesem Schuljahr im evangelischen Religionsunterricht der 7. Klassen tätig. Ich habe Germanistik und evg. Theologie in Berlin studiert, in Germanistik promoviert, eine zusätzliche Ausbildung als Spielleiterin und das Studium für den Lehrer mit zwei Fächern und den Grundschullehrer gemacht und nach dem Referendariat an einem Gymnasium in Lichtenrade eine Anstellung als Religionslehrerin erhalten. Für fast acht Jahre lehrte ich Fachdidaktik Deutsch an der FU Berlin. Meine lange Beschäftigungszeit hat mich an viele Schulen in Berlin-Lichtenberg, Friedrichshain, Steglitz und Lichterfelde geführt. Ich habe zwei Kinder, die auch am Lilienthal-Gymnasium ihr Abitur gemacht haben.

Viele Jahre habe ich in meiner Gemeinde biblische Musicalwochen durchgeführt, Musicals auch im Unterricht erarbeitet und in den letzten vier Jahren eine Zusammenarbeit mit einer sehr sangesfreudigen Seniorengruppe der Johann-Sebastian-Bach-Gemeinde zum gemeinsamen Singen und Aufführen gewinnen können. Auch die nachmittäglichen Gespräche zwischen Jung und Alt waren immer für beide Seiten ein Gewinn. Dies leidet jetzt unter den Corona-Bedingungen sehr, da wir uns nicht treffen können. Ich singe im Groovechoir Lichterfelde, paddle sehr gerne auf dem Wannensee und engagiere mich ehrenamtlich im Verein Lupine, der geflüchtete Kinder in ihrer kulturellen Bildung in einem Mentoringprogramm unterstützt.

Ich freue mich riesig, dass meine beiden Lerngruppen hier voll von sehr lebendigen und austauschfreudigen Schülerinnen und Schülern sind. Wir fragen nach einer idealen Welt, suchen nach Schritten dahin und werden uns mit der Bergpredigt beschäftigen.



”

Frau Doğan (Französisch, Englisch)

Liebe FlugBlatt-Redaktion, liebe Schülerinnen und Schüler,

mein Name ist Sibel Doğan und ich bin 29 Jahre alt. Im Rahmen meines Lehramtsstudiums absolvierte ich im Schuljahr 2017/18 mein Praxissemester am Lilienthal-Gymnasium; dabei konnte ich tolle Erfahrungen sammeln. Da mir das positive Schul- und Lernklima besonders gefiel, wusste ich sofort, dass ich mein Referendariat unbedingt am Lili absolvieren möchte.

Nun unterrichte ich seit Beginn des Schuljahres 2020/21 als Referendarin am Lili die Fächer Französisch und Englisch. An meiner Fächerkombination lässt sich meine Liebe zu Sprachen erkennen: Ich bin bilingual Deutsch-Türkisch aufgewachsen und in der Schule kamen dann noch Englisch und Französisch dazu. In meinem Unterricht möchte ich auch euch zum Sprachenlernen motivieren und euch in diesem Sinne folgendes Zitat mit auf den Weg geben: „Learning another language is not only learning different words for the same things, but learning another way to think about things.“ – Flora Lewis



**Herr Dr. Vater (Mathematik, Informatik)**

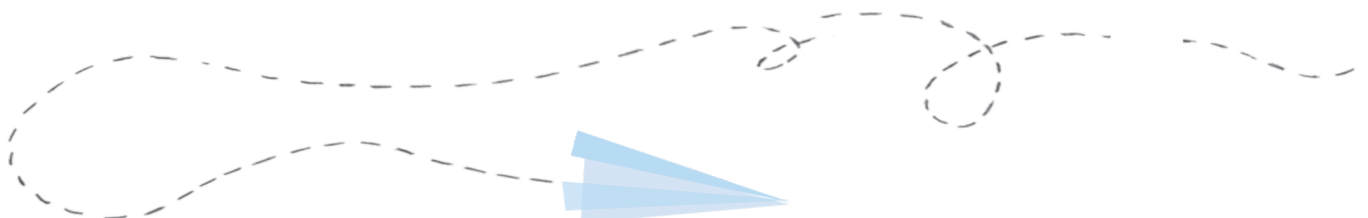
Als ich im Sommer hier am Lilienthal-Gymnasium als Quereinsteiger in den Fächern Mathematik und Informatik anfang zu unterrichten, war mir noch nicht wirklich klar, was mich erwarten würde. Zwar hatte ich schon vorher Studierende in Mathematik an der Universität unterrichtet, allerdings fühlt sich eine Schule ganz anders an. Während einem hier Teenager gegenüber sitzen, hat man es an der Uni zumeist mit jungen Erwachsenen zu tun. Außerdem ist eine Schule viel kleiner und übersichtlicher.

Mathematik hat mich schon als Schüler begeistert. Am Gymnasium habe ich neben Mathematik Musik als Leistungskurs belegt. Daneben habe ich mich auch in vielen Aktivitäten außerhalb des Unterrichts engagiert, wie z.B. im Schulchor, in der Umwelt-AG und in der Schülerzeitung. An der Freien Universität Berlin und der Universität Hamburg habe ich in den letzten Jahren in verschiedenen Forschungsprojekten mathematische Computermodelle entwickelt, die die Wettervorhersage verbessern sollen oder durch Erdbeben hervorgerufene Tsunamis simulieren. Hier versucht man mithilfe der Mathematik sicherzustellen, dass die Computermodelle die Realität richtig abbilden.

Privat fotografiere ich gerne und bin oft draußen unterwegs, sei es mit dem Fahrrad oder beim Wandern in den Bergen. Außerdem habe ich viel Spaß mit meinen zwei Kindern, und wir machen regelmäßig gemeinsame Familienunternehmungen.

Mittlerweile habe ich das Gefühl, gut am Lili angekommen zu sein, und ich fühle mich hier sehr wohl. Besonders gefällt mir der allgemein gute Umgang zwischen allen, und ich freue mich jeden Tag auf den Unterricht.

”





„Was steht eigentlich immer auf dem Spiel, wenn wir uns entscheiden zu siezen oder zu duzen?“

5 philosophische Minuten mit Frau Dr. Ketterl

*In unserer noch recht jungen Rubrik „5 philosophische Minuten“ bekommt ein*e Lehrer*in eine Frage gestellt und darf sich dann fünf Minuten lang dazu äußern. Wir notieren die Antwort und drucken sie möglichst ungefiltert ab.*

Dieses Mal: mit Frau Dr. Ketterl. Sie unterrichtet u.a. das Fach Deutsch in Mittel- und Oberstufe und schien uns eine geeignete Gesprächspartnerin für die Frage nach der Angemessenheit des Siezens und Duzens.

Denken Sie, dass das Konzept des Duzens und des Siezens überholt ist, oder ist es doch ein wichtiges Zeichen von Respekt?

lacht „Wenn Sie sagen „doch ein wichtiges Zeichen von Respekt“, dann steckt da natürlich schon gewissermaßen eine Suggestion drin. Also erstmal ist es sprachhistorisch ganz spannend zu sehen, dass es ja nicht nur das Duzen und das Siezen gibt, sondern tatsächlich auch das Ihrzen. Das klingt ein bisschen absurd, aber es gibt tatsächlich in einigen oberdeutschen Dialekten, also v.a. im schweizerischen und österreichischen Bereich, ganz deutlich im Kanton Bern oder auch im niederdeutschen Bereich, Möglichkeiten, eine Ihr-Form zu verwenden. Also im Österreichischen kennen Sie das vielleicht; das Ihr und das Du werden verwendet, um so eine Art formelle Ebene einzuhalten, eben immer dort, wo Menschen sich nicht duzen, um eine andere Version zu verwenden, die von dem Sie abweicht, oder das Sie ist unter Umständen auch gar nicht bekannt. Und dieses Ihrzen kommt aus dem Französischen aus dem 18. Jahrhundert und das Siezen, das wir verwenden in unserem Standarddeutschen, das ist etwas, das sich aus dem Ihrzen heraus entwickelt hat, als sich das Bürgertum entsprechend gesellschaftlich etabliert hat und die Sie-Form für sich als Höflichkeitsform verstanden hat.

Und das, finde ich, ist auch das Spannende an „Sie“ – welche, auch politischen, Implikationen damit eigentlich einhergehen: Wann siezen wir? Wen siezen wir? Wo siezen wir? Warum siezen wir? Und an welchen Stellen siezen wir unter welchen Umständen auch nicht, bieten jemandem das Du an? Kann man das Du eigentlich ablehnen? Und was steht eigentlich immer auf dem Spiel, wenn wir uns entscheiden zu siezen oder zu duzen?

Und was passiert sprachlich letztlich, wenn wir siezen? Erstmal ist es eine Adressierung, aber eben eine besondere. Das Siezen ist eine Höflichkeitsformel, das ist ein Zeichen von Respekt. Aber das Problem ist: Das betrifft eben nicht alle Gruppen gleichermaßen, sondern, es zieht eine Differenz zwischen Personengruppen; Menschen, die wir siezen und Menschen, die wir nicht siezen. Das heißt, da findet jedes Mal eine neue Form der Hierarchisierung statt.

Das Siezen ist letztlich performativ. Wir ziehen Hierarchien immer wieder neu, wenn wir das Siezen immer wieder neu anwenden und das dann auch noch betonen. Das kennen Sie alle dort, wo Sie im amtlichen Verkehr irgendwo einen Personalausweis beantragen müssen, wo Sie in einem beruflichen Abhängigkeitsverhältnis sind und den Chef nicht duzen wollen. Oder wir alle kennen diesen ersten Moment, wenn wir die Eltern unserer Partner*innen kennenlernen und uns vorher fragen: „Oh Gott, sieze ich die jetzt eigentlich oder duze ich sie!“ Sie hier in der Schule, Sie werden in der Oberstufe als junge Erwachsene in das Recht gesetzt, diese formelle Respekt-Adressierung zu gewinnen, zeitgleich werden Sie aber in diesem Recht ein Stück weit auch wieder herabgesetzt, weil Sie mit dem Vornamen angesprochen werden und eben nicht mit dem Nachnamen, was üblicherweise hier der volle Konsens wäre.

Die Hierarchisierung durch das Siezen und Duzen greift aber eben auch da, wo wir offensichtlich einen gesellschaftlichen Konsens darüber haben, wer eigentlich das Du anbietet, um dieses Gefälle wieder aufzulösen. Ist es die ältere Person, die der jüngeren Person das Du anbietet, sind es die Eltern unserer Partner*innen, die uns das Du anbieten, und was passiert eigentlich, wenn wir das dann ablehnen, wenn wir das Sie dann eigentlich für uns reklamieren? Das finde ich ganz spannend, in Bezug auf die Frage nach dem Sprachwandel, zu sehen, dass dieses Sie immer wieder Hierarchien performiert und festsetzt, weil wir sie immer da, wo wir das Sie verwenden, neu einschreiben.

Zeitgleich passiert aber noch etwas anderes, das finde ich extrem spannend: nämlich genau das Gegenteil. Fremdsprachliche Einflüsse! Das Arabische und das Englische kennen beide nicht diese formelle Adressierung über ein sprachliches Sie. Mediale Einflüsse! In Social Media werden Sie



viel weniger häufig der Sie-Adressierung begegnen als einer Du-Adressierung. Ganz spannend finde ich auch den Marketing-Bereich. Es gibt ein uns allen bekanntes schwedisches Möbelhaus, dessen Namen ich jetzt nicht nenne, das uns schon informell begrüßt, wenn es „hej du“ an seinem Eingang stehen hat, und das ist natürlich extrem erfolgreich. Und auch in anderen Branchen, in der Lebensmittelbranche vor allem. Ein Lebensmittelunternehmen, das Lebensmittel besonders liebt, greift das auf und duzt die Kund*innen. Warum? Weil das eine marketingtechnische Strategie ist, um mehr Kund*innen anzuwerben, über genau diese Idee, die Hierarchie, die sich durch das Sie ausdrückt, zu minimieren, niedrigschwellig zu halten, eine Nähe auszudrücken, also die Differenz zwischen Nähe und Distanz, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen sich kennen und sich nicht kennen aufzulösen. Und es funktioniert.

Und deswegen würde ich diese Frage nach dem Sprachwandel letztlich so beantworten, dass ich glaube, dass – Sprachwandel lässt sich nicht prognostizieren, das wissen wir alle, und er lässt sich auch nicht aufhalten, auch wenn das immer wieder versucht wird. Ich denke, es gibt gerade die Tendenz in beide Richtungen. Ich ganz persönlich versuche immer wieder in meinem persönlichen Umfeld oder auch in den medialen Bereichen, in denen ich mich so bewege, explizit damit zu spielen, was eigentlich passiert, wenn ich das Sie-Du-Gefälle aufhebe und Menschen einfach duze, um dann zu schauen, was eigentlich passiert, was mit denen passiert, was mit unserer Beziehung passiert; verändert die sich? Nehmen die Menschen das zunehmend an oder setzen sie mich eigentlich oder auch sich selbst in ein bestimmtes Recht, indem sie sagen „Ich möchte gern gesiezt werden“. Und insofern würde ich jetzt Ihre Frage so beantworten, dass ich ganz persönlich denke, es ist in jedem Fall überholt. Wie schon der Sprachwandel vom Ihrzen zum Siezen gezeigt hat verschieben sich diese Sprachnormen zunehmend und schleifen sich unter Umständen auch ab. Zeitgleich ist aber eine massive Gegenbewegung da, bei der ich nicht weiß, wie lange die sozusagen noch daran festhalten wird, dass wir das Sie verwenden.“

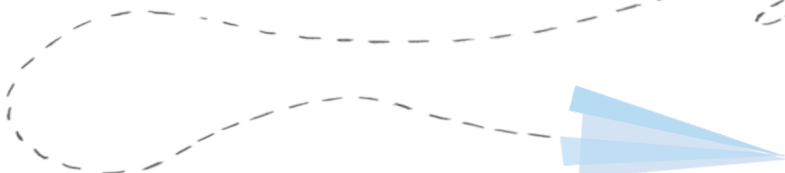


Danach kurz der Bezug auf die Schule: Meinen Sie also auch, dass es überholt ist, dass Schüler*innen Lehrer*innen siezen und Schüler*innen in der Oberstufe dann auch gesiezt werden – immerhin würde das Siezen ja auch implizieren, dass wir mit zunehmendem Alter mehr Respekt verdient hätten?

„Genau dieser Unterschied zwischen Mittelstufe und Oberstufe, der sich eben darin zeigt, dass wir die eine Personengruppe duzen und die andere Personengruppe siezen, als würde ab einem bestimmten Zeitpunkt das Recht erworben worden sein, durch dieses Sie entsprechend adressiert zu werden – diese Differenz finde ich problematisch und deshalb kann ich mich auch für ein einheitliches Du oder ein einheitliches Sie erwärmen.“

In meinen Jahren in den USA habe ich bemerkt, dass das *you*, das im Englischen sprachlich erstmal keine formelle Differenzierung aufgreift, nie dazu geführt hat, dass ich mit meinen Studierenden näher oder weniger professionell gewesen wäre als wir das hier über das Sie sind. Zeitgleich kann ich auch verstehen, inwiefern das Sie Schülerinnen und Schüler in einen gewissen Schutz, eine gewisse Professionalität bringt, die Sie eben auch diesem möglicherweise elterlichen oder hierarchisierten Zugriff über dieses Du entkommen lässt. Also wahrscheinlich würde ich mich in der Tendenz für ein Sie auf allen Ebenen oder für ein Du auf allen Ebenen aussprechen.“

Aufzeichnung: Emma Fuchs (Q4)





6 Fragen an Frau Seemann



„Macht das, was Ihr gerne macht,
denn das macht Ihr gut und erfolgreich“

6 Fragen an Frau Seemann (Sport (Fachbereichsleiterin) und Latein)

1. Was war Ihr Traumberuf in der Kindheit?

Ich wollte schon immer etwas mit Kindern machen, wie z.B. ein Erzieher, und dann habe ich mich für den Lehrerberuf entschieden.

2. Welches Fach konnten Sie während Ihrer Schulzeit nicht leiden?

Biologie und Geografie: Biologie, weil ich kaum Biologieunterricht in der Schulzeit hatte und dadurch den Anschluss verpasst habe; und in Geografie hatte ich eine schreckliche Lehrerin mit einem konservativen Unterricht, bei der wir viel auswendig lernen mussten, wie z.B. die Namen von Flüssen, Städten und Hauptstädten.

3. Was machen Sie gerne in Ihrer Freizeit?

Natürlich mache ich gerne viel Sport. Außerdem gehe ich gerne in Museen und auf Flohmärkte und treffe mich mit Freunden.

4. Wie lautet Ihr aktueller Lieblingssong oder was hören Sie ansonsten für Musik?

An sich höre ich nicht viel Musik, da ich die Ruhe liebe, wenn ich zuhause bin. Aktuell höre ich aber gerne Element of Crime und sowieso immer gerne die Beatles.

5. Welchen Tipp möchten Sie uns Schüler*innen für die Zukunft geben?

Das Wichtigste für mich ist, dass man das umsetzt, was man gerne machen möchte, und dass man authentisch ist. Wenn es um die Berufswahl geht, sollte man sich daran orientieren, was man gerne macht, weil man das dann gut macht und dabei erfolgreich sein wird.

6. Sehen Sie Sport als eines der wichtigsten oder sogar als wichtigstes Schulfach an (in Bezug darauf, dass die Schüler*innen die meiste Zeit des Schultages sitzen)?

Eine tägliche Sportstunde fände ich klasse, als Ausgleich zum Alltag und weil mir Bewegung wichtig ist. Das Beste ist, wenn Schüler sich gerne bewegen und es ihnen auch wichtig ist und sie durch Sportarten Spaß an der Bewegung haben. Ich fände, die tägliche Sportstunde müsste dann nicht benotet werden. Meiner Meinung nach ist das wichtigste Schulfach das, für das es eine Note gibt, für die man sich anstrengt. Sport hingegen muss vor allem Spaß machen und es ist ein wichtiges Fach, aber ob das wichtigste, das sei dahingestellt.

Interview: Helene Lindemann (Q4)





Rätsel des Schulalltags: Was wächst eigentlich im Schulgarten?

Der Schulgarten des Lilienthal-Gymnasiums: Seit geraumer Zeit schon bereichert er unser Schulgelände. Auch das „FlugBlatt“ hat vor zwei Jahren über den „grünen Lernort“ berichtet. Bis heute sitzen tagtäglich Schüler in den Pausen nicht mal zwei Meter von ihm entfernt, doch so richtig aufgefallen ist der Schulgarten nur anfänglich; aktiv wahrgenommen wird er nur noch selten. Wir möchten dem Schulgarten wieder mehr Aufmerksamkeit schenken und stellen eine Rätselfrage:

Was wächst in den Kästen, die vor Jahren gebaut, bepflanzt und gepflegt wurden?



Kleiner Tipp: Unser langjähriger Bibliothekar hat den Schulgarten mit seiner damaligen Klasse, der 9.1, vor zwei Jahren angebaut und erhielt dafür (sowie für die Errichtung des grünen Klassenzimmers insgesamt) zusammen mit seiner Klasse auch den Schulpreis. Er weiß sicher mehr, und die Schüler*innen aus der ehemaligen 9.1 können vielleicht auch helfen. Oder ihr erkundet den Schulgarten einfach selbst!

Falls ihr herausgefunden habt, was in unserem Schulgarten wächst, schreibt uns eure Vorschläge gerne per E-Mail an redaktion-flugblatt@gmx.de oder als Instagram-Direktnachricht an [flugblatt_lilienthal](https://www.instagram.com/flugblatt_lilienthal). Sendet uns bis zum 21.03.2020 eure Vorschläge zu! Wir freuen uns auf Eure Antworten! Die richtigen und die lustigsten werden im nächsten „FlugBlatt“ veröffentlicht.

Johanna Himmel (10.3)

Anzeige

**Buchhandlung
Winkler GmbH**

Drakestr. 39

12205 Berlin

Tel- 030/84418852

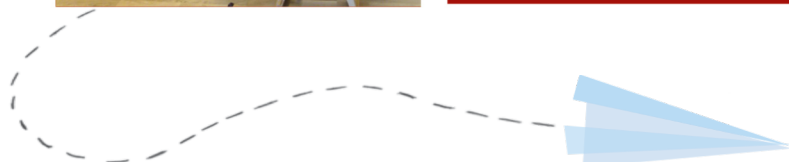
Fax 030/88621632

info@buchhandlung-winkler.de

www.buchhandlung-winkler.de



- Ausgewählte Belletristik
- Krimis
- Sachbücher
- Berlin Literatur
- Hörbücher und CD's
- Große Auswahl an Kinder- und Jugendbüchern
- Postkarten
- Veranstaltungen
- Onlineshop





Pausenplausch mit Anton Dietrich (9.3)

*Wir möchten unsere Leser*innen kennenlernen – und Ihr Euch untereinander bestimmt auch! Deshalb war das „FlugBlatt“ wieder unterwegs und hat in einer Pause eine*n zufällig ausgewählte*n Mitschüler*in angesprochen. Diesmal: Anton Dietrich aus der 9.3.*

Wenn du ein Lehrer oder eine Lehrerin wärst, wem würdest du am meisten ähneln?

Wahrscheinlich Herrn Herrmann, wegen seines Humors.

Wenn du die Schulleitung wärst, was würdest du ändern?

Ich würde tatsächlich Trinkwasserspender in der Schule aufstellen. Ich würde sie aufstellen, weil es dann nicht mehr so viel Müll geben würde, man sie einfach auffüllen kann und man keinen Pfand bezahlen muss.

Was wolltest du beruflich werden, als du jünger warst?

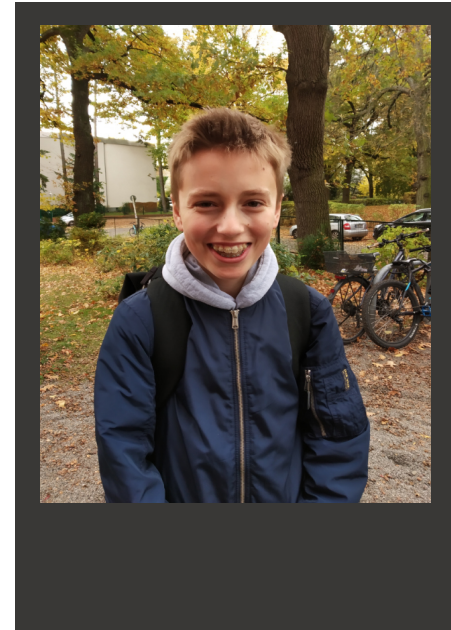
Ich wollte früher Lehrer werden, aber jetzt nicht mehr. Ich fand es früher toll, anderen Kindern sagen zu können, was sie tun sollen. Jetzt interessiere ich mich mehr für andere Berufe.

Wenn du eine AG einführen könntest, welche würdest du einführen?

Keine Ahnung. Ich bin mit den derzeitigen AG-Angeboten an der Schule eigentlich sehr zufrieden.

Welches war dein lustigstes Ereignis mit einem Lehrer oder einer Lehrerin?

Dass Frau Mensching mal gesagt hat, etwas auf YouTube googeln zu müssen.



Interview: Pia Dappen, Lea Lachmann (beide 9.2)



Mülldienst

– kein Vergnügen, aber nötig – und bitte mit mehr Zeit!



Ein engagierter Mitschüler bei der Arbeit

Mülldienst! Ich bin mir sicher, dass das alle schon mal tun mussten. Ich selbst habe das auch schon mal gemacht. Und ich muss sagen, ich bin froh, dass es so etwas an unserer Schule gibt. Denn mir ist dabei aufgefallen, dass der Schulhof sonst wortwörtlich „zugemüllt“ wäre. Zu viele Schüler*innen werfen leider ihren Müll auf den Boden (jede*r, der/die das liest, darf sich angesprochen fühlen und sich fragen, ob sie*er dazugehört). Ohne Mülldienst wäre unser schöner Schulhof nicht mehr so ansehnlich.

Ein organisatorisches Problem gibt es allerdings: Es ist bestimmt schon häufig vorgekommen, dass man Stress mit den Lehrer*innen bekommen hat, wenn man zu spät kam, aber eben nicht früher kommen konnte, weil man Mülldienst hatte. Ich bin sicher, man könnte da irgendetwas verändern. Ein Vorschlag: Man gibt den Leuten, die Mülldienst haben, ganz offiziell fünf Minuten länger Pause. Denn es heißt ja immer mal wieder: „Erst nach der Pause anfangen, aber nicht zu spät zum Unterricht kommen!“ Ja, schön und gut, aber wie soll man das denn gegenwärtig umsetzen? Fünf Minuten länger Pause würden, bei drei- bis viermal Mal Mülldienst im Schuljahr, für jede*n Schüler*in höchstens 20 Minuten Unterrichtsverlust pro Jahr bedeuten. Das sollte zu verschmerzen sein – zumal es ja für eine gute Sache ist.

Jedenfalls bin ich, trotz dieser Kritik, froh, dass es überhaupt einen Mülldienst an unserer Schule gibt und vor allem, dass dieser auch mehr oder weniger gut umgesetzt wird. Noch besser würde der Mülldienst vielleicht klappen, wenn man ganz offiziell fünf Minuten mehr Zeit hätte.

Jakob Stelzner (7.1)

Das Jugendwort des Lili!

Bist du lost, digga? Das Jugendwort des Lilienthal-Gymnasiums!

Jedes Jahr im Herbst wählt eine Jury unter der Leitung des Langenscheidt-Verlags (das ist der Verlag mit den dicken gelben Wörterbüchern, auf denen das große blaue L prangt) das „Jugendwort des Jahres“. Es handelt sich dabei um ein Wort, das angeblich von Jugendlichen besonders häufig in der Umgangssprache benutzt wird.

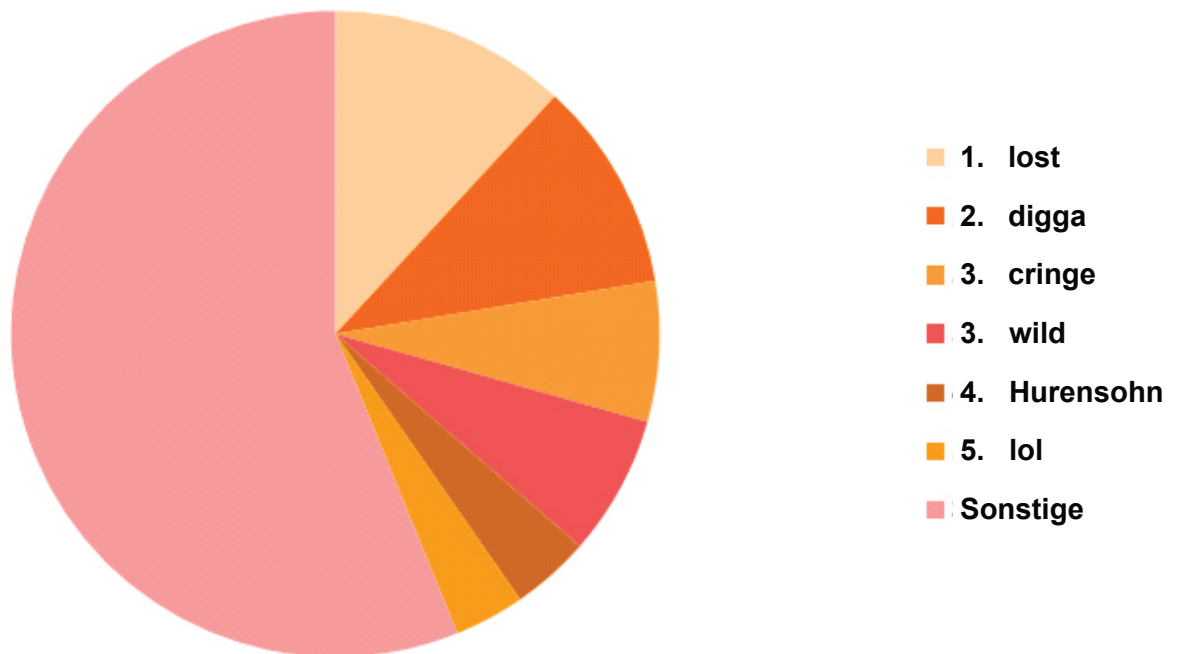
Im Jahr 2020 wurde „lost“ (verloren, ahnungslos, unsicher) zum Jugendwort des Jahres 2020 gekürt. Auf den Plätzen 2 und 3 landeten „cringe“ (etwas Peinliches, wofür man sich (fremd-)schämt) und „wild/wyld“ (krass, heftig). Aus dem offiziellen Wettbewerb ausgeschlossen wurde der unter Jugendlichen beliebte und zum Teil auch ironisch verwendete Begriff „Hurensohn“, weil die Bezeichnung als diskriminierend gilt und den Regularien widerspricht.

Die Verwendung des Wortes ist außerdem strafbar. Dennoch hat der Langenscheidt-Verlag angekündigt, „Hurensohn“ in das neue Buch zum Jugendwort des Jahres aufzunehmen.

An der Wahl zum „Jugendwort des Jahres“ wird seit langem kritisiert, dass die gewählten Wörter häufig gar nichts mit der wirklich von Jugendlichen gesprochenen Sprache zu tun hätten; sie seien eher lustig gemeinte Erfindungen von Erwachsenen und Jugendliche hätten bei der Wahl keinen wirklich bedeutenden Einfluss.

Das „FlugBlatt“ wollte es genau wissen: Wir haben im Herbst 2020 die Schüler*innen des Lilienthal-Gymnasiums nach ihrem persönlichen Jugendwort gefragt – in dem gleichen Zeitraum, in dem online über das allgemeine deutsche Jugendwort des Jahres 2020 abgestimmt werden konnte.

Sind eure Lieblingswörter ähnlich zum „offiziellen“ Jugendwort des Jahres, oder habt ihr ganz andere Favoriten? Hier kommt die Antwort!

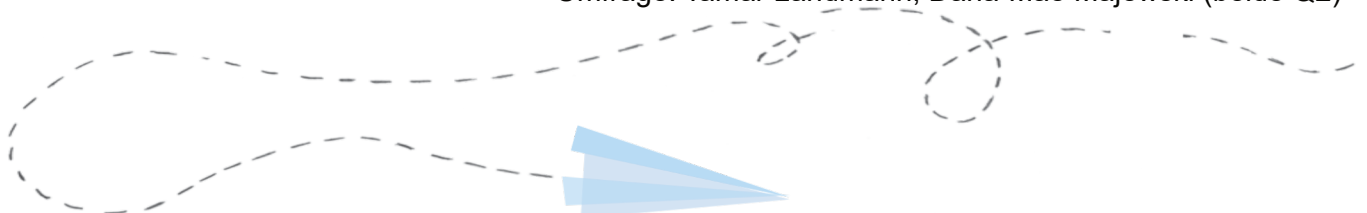


Tatsächlich hat auch bei uns „lost“ gewonnen: 12 Prozent haben dafür gestimmt. Knapp dahinter landet „digga“ (11 Prozent). Auch „cringe“ und „wild“ sind in unserem Ranking vertreten (je 7 Prozent). Für das vom offiziellen Wettbewerb ausgeschlossene – aber ganz allgemein unter Jugendlichen beliebte – „Hurensohn“ stimmten 4 Prozent; auch „lol“ erreichte knapp 4 Prozent.

Die Mehrheit von Euch – insgesamt 56 Prozent – hat allerdings ganz andere Jugendwörter gewählt, zum Beispiel: gönjamin, dumm, cool und Kurvendiskussion.

Daran sieht man: Das eine Lili-Jugendwort gibt es nicht. Unsere Schüler*innenschaft ist vielfältig und individuell, und unsere Sprache ist es auch.

Umfrage: Tamar Landmann, Dana-Mae Majewski (beide Q2)



Die Klima-AG stellt sich vor

Hallo! Klima-AG

Wir sind die Klima-AG des Lilienthal-Gymnasiums und wir setzen uns an der Schule aktiv für den Klimaschutz und ein klimabewusstes Schulsystem ein, bei dem das einseitige Kopieren, nicht richtig getrennter Müll sowie die unnötige Nutzung von Plastikflaschen und zeitweise auch Plastikbesteck der Vergangenheit angehören. Das hört sich sicher erst einmal langweilig an, aber der Klimaschutz fängt schon bei solchen Dingen an und wir freuen uns jedes Mal, wenn wir eines dieser noch so unwichtig erscheinenden Probleme gelöst haben und unserem Ziel ein Stück näherkommen. Wir behandeln aber auch spannendere Projekte, wie die Herstellung von schuleigenen Edelstahlflaschen, die wir als Alternative zu den herkömmlichen Plastikflaschen verkaufen wollen. Unter der Leitung von Herrn Mohr und mit einem wunderbaren Team macht die gemeinsame Arbeit sehr viel Spaß, und auch wenn die Klima-AG durch das Corona-Virus eine kurze Pause einlegen muss, würden wir uns über weitere Unterstützung freuen. Kommt gerne nach der momentanen Zwangspause in den großen Pausen dienstags vorbei und besucht uns im Raum A203. Wir freuen uns über Unterstützung von euch und viele neue Ideen ;)



Text: Team der Klima-AG

Bilder: Florentine Bongard, Angelika Ruhnke (beide 10.4)

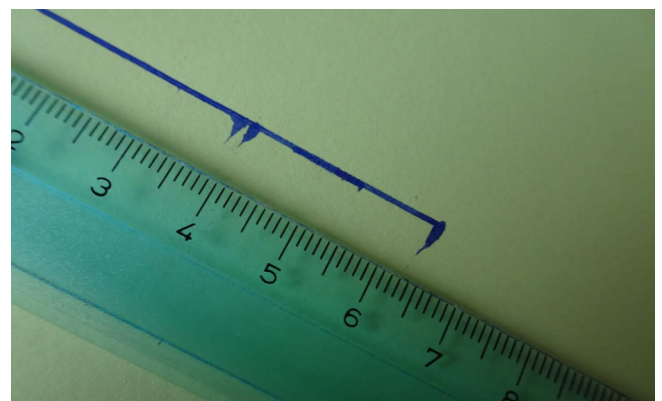
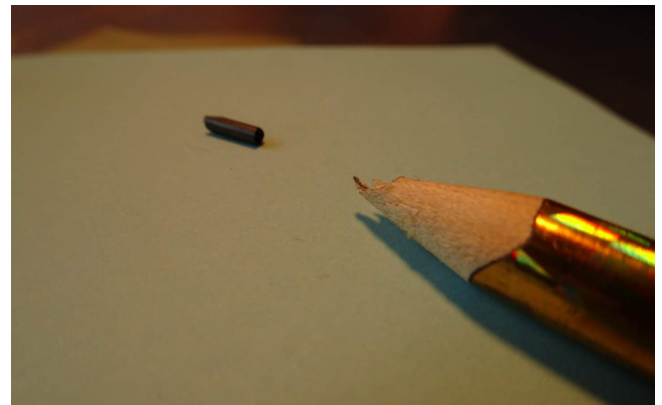
Dieser Moment, wenn...

Es gibt immer wieder Momente, die sich häufig wiederholen. Manchmal sind sie lustig, manchmal nervig, aber alle empfinden in diesem Moment das gleiche. Auch in unserem Schulalltag gibt es immer wieder solche Situationen, die sicher viele von uns kennen.

Dieser Moment, wenn...

- ... Frau Dankwart „zwei bis elf Aufgaben“ für einen hat.
- ... Herr Herborn ein Rollenspiel ankündigt.
- ... Herr Schimmelpfennig im Sommer seinen Fächer rausholt.
- ... die Stundenwiederholung bei Frau Köllner ansteht.
- ... Herr Wiedemann sagt, dass man in der Schule fürs Leben lernt.
- ... Frau Mevissen sagt, dass sie das Wort „spielen“ nicht kennt.
- ... Frau Polzin der Klasse beibringt, wie man am besten bei Klassenarbeiten schummeln kann.

Lara Haasis (10.3)





Richard Sorge

– Ein „Lili-Schüler“ wird Meisterspion

Bild: ADN-ZB/ ZB/ Bundesarchiv. Gemeinfrei freigegeben via Wikimedia Commons



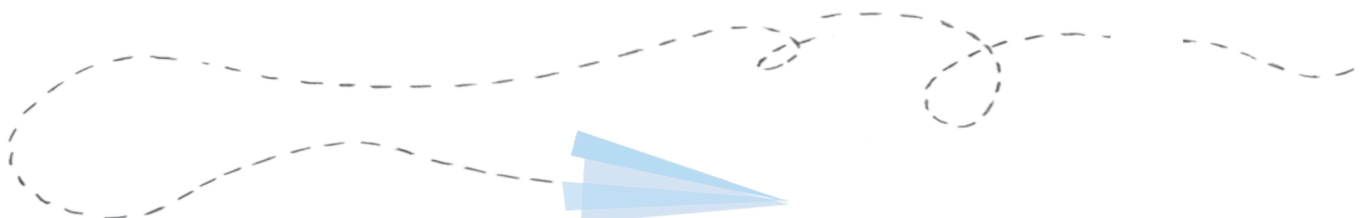
Auf unserer Schule waren schon einige Schüler, die nach ihrer Schulzeit zu berühmten Persönlichkeiten wurden. Einer sticht dabei besonders hervor, nämlich der sowjetische Meisterspion Richard Sorge. Ein Mann, der den Verlauf des gesamten Zweiten Weltkriegs veränderte. Einer, der am Ende selbst von seinen Freunden verraten wurde. Einer, der den Frieden wollte und den Frieden liebte. Richard Sorge gilt als Meister seines Fachs. Er wird sowohl in der Sowjetunion als auch in den USA von manchen als erfolgreichster und bester Spion des 20. Jahrhunderts angesehen.

Richard Sorge wurde am 04.10.1895 in Baku, der Hauptstadt des heutigen Aserbaidschan, damals zum russischen Zarenreich gehörend, geboren. Sein Vater war dort Erdölingenieur; seine Familie gehörte nicht zum Proletariat, sondern eher zur Mittelschicht. 1898 zog seine Familie nach Berlin und er ging ab 1901 auf die Oberrealschule Lichterfelde – auf die Schule also, die später in Lilienthal-Gymnasium umbenannt wurde – unsere Schule. Leider gibt es nicht viele Aufzeichnungen über seine Zeit an unserer Schule, aber als er sich mit vielen anderen 1914 freiwillig zum Kriegseinsatz im Ersten Weltkrieg meldete, sollte er im letzten Jahr auf der Schule gewesen sein.

Sorge wurde 1916 von Granatsplittern schwer verletzt: Er brach sich beide Beine. Während seiner Genesungszeit machte er ein so genanntes Notabitur; solche Abschlüsse gibt es in Kriegszeiten, wenn die Prüfungen nicht wie üblich abgenommen werden können. Sorge wurde zum Unteroffizier befördert und bekam als Auszeichnung für seine Verdienste im Krieg das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Die Erkenntnis von der Sinnlosigkeit des Ersten Weltkriegs machte Sorge zu einem Kommunisten; er dachte, dass der Kommunismus friedensstiftend sei. Später hielt er in seinen persönlichen Aufzeichnungen fest, dass er lieber Wissenschaftler geworden wäre als ein Spion. Bei den Matrosenaufständen 1918 war Sorge persönlich dabei. Unser Mitschüler Richard Sorge – einer, der Geschichte hautnah erlebt und mitgestaltet hat.

Ein weiteres Beispiel dafür: Zur Zeit der Weimarer Republik wurde Sorge aus seiner Assistentenstelle bei Prof. Kurt Gerlach an der Technischen Hochschule Aachen entlassen, weil er bewaffneten Widerstand gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch geleistet hatte. Er arbeitete bei diversen Zeitungen als Redakteur und Autor, zudem war er eine Zeitlang Mitglied in der Kommunistischen Partei.



Richard Sorge

– Ein „Lili-Schüler“ wird Meisterspion



1929

wurde dann Jan Karlowitsch Bersin, Leiter des GRU (sowjetischer und russischer Geheimdienst), auf Sorge aufmerksam, da er klare und realistische Analysen zu politischen Ereignissen anstellen konnte. Sorges Deckname war „Ramsay“. Er wurde nach China geschickt und hatte seine Tarnung als Journalist. Er ging jedoch noch vor dem Zweiten Japanisch-Chinesischen Krieg nach Japan, da er den Auftrag hatte, dort einen Spionagering aufzubauen. In Japan war Sorge zwar Journalist, doch zudem wurde er im Jahr 1934 zur Tarnung Parteimitglied der NSDAP, der nationalsozialistischen Partei in Deutschland – das nationalsozialistische Deutschland war mit dem Japanischen Kaiserreich verbündet.

Um seine Tarnung aufrechtzuerhalten, schrieb Richard Sorge Analysen. Seine Analyse über den Putschversuch in Japan vom 26. Februar 1936 wurde einer der international meistgelesenen Artikel zu der Zeit. Dieser Text verschaffte ihm nicht nur Anerkennung, sondern auch ein Büro in der deutschen Botschaft in Tokio. Eugen Ott, Botschafter des deutschen Konsulats, ernannte ihn zum Presseattaché. Möglicherweise hatte Richard Sorge mit Otts Frau eine seiner zahlreichen Liebesaffären.



Bild freigegeben; via Wikimedia Commons

Im Jahr 1938 fiel Jan Bersin und später drei seiner Nachfolger Stalins Großem Terror zum Opfer und alle Chefs des GRU wurden hingerichtet. Dabei hatte Richard Sorge Angst, dass er vielleicht auch hingerichtet werden würde, wenn er nach Moskau zurückkehren würde. Stalin vertraute seinem eigenen Geheimdienst nicht und zerstörte ihn. Dadurch fehlten ihm Agenten und er musste auf ausländische Kräfte setzen, welchen er auch nicht vertraute. Sorge baute zu dem Zeitpunkt einen gigantischen Spionagering auf, welcher den gesamten japanischen Staat umfasste. Dabei setzte er auf Japaner; unter anderem schaffte er es, den Journalisten Ozaki Hotsumi in die oberste Staatsspitze einzuschleusen. Doch als ein Verdacht aufkam, dass Sorge eine kommunistische Vergangenheit hatte, schickte das Deutsche Reich einen Ermittler, welcher durch Sorges Charme so sehr geblendet wurde, dass er nicht weiter untersuchte.

1941 ist das wohl wichtigste Jahr des Spionagerings um Sorge: Sorge informierte die kommunistische Zentrale in Moskau präzise darüber, dass ein deutscher Angriff auf die Sowjetunion bevorstehe. Viele andere Spione gaben diese Information weiter. Stalin jedoch glaubte nicht an die Warnungen und gab den Befehl, dass man diesen Spionen nicht vertrauen sollte und diese auch hinrichten sollte. Zu dem Zeitpunkt vertraute Stalin seinen besten Spionen nicht, vor allem nicht Sorge, da die Informationen zu „brisant“ für ihn waren. Er vertraute auf den Hitler-Stalin-Pakt und glaubte nicht, dass Hitler einen Zwei-Fronten-Krieg beginnen würde. Sorge war wütend und fühlte sich vor allem zu der Zeit nicht ernstgenommen. Für ihn waren die Nazis schlimm und Stalin war nur ein kleineres Übel für ihn. Er betrank sich zu der Zeit sehr oft und schimpfte wohl übel über die Nazis. Doch er ahnte nicht, dass sein größter Coup noch bevorstand, nämlich die Weitergabe der Information, dass die Japaner die Sowjetunion nicht angreifen würden.





Historiker sind sich einig, dass diese Information den gesamten Zweiten Weltkrieg und dessen Verlauf beeinflusste. Der sowjetische Marschall Georgi Schukow zog, nachdem er diese Information erhalten hatte, die sibirischen Truppen aus dem Osten ab und verschob sie nach Moskau – und der deutsche Vormarsch wurde aufgehalten. Die Information war unschätzbar wertvoll für die Sowjetunion.

Sorge dachte nun, er könnte wieder zurück in die Sowjetunion, und bat um eine Abberufung. Auch wollte er eine letzte Nachricht absetzen, in der er einen baldigen Krieg Japans mit Amerika vorhersagte, aber er wurde verhaftet.

Wie wurde er enttarnt? Sein Spionagering wurde zufällig aufgedeckt. Hierbei hat wohl ein anderer, „kleinerer“ kommunistischer Spion seine Haut retten wollen. Ozaki wurde auch verhaftet. Ott versuchte, Sorge aus der U-Haft zu befreien, doch nach einer Woche U-Haft gestand Sorge und erzählte alles. Nachdem Sorges Identität als Geheimagent enttarnt worden war, wollten die Japaner einen Gefangenenaustausch machen – ein Sowjetspion gegen einen japanischen Spion. Leider war bekannt, dass Sorge alles erzählt hatte, und er hatte damit keinen Wert mehr für die Sowjets. Sorge hat wohl nicht die Hoffnung aufgegeben, dass Stalin ihm helfen würde, doch hätte er gewusst, was Stalin seiner Frau, die er liebte, angetan hat, hätte er sicher nicht daran gedacht, dass ihm Stalin helfen würde. Stalin hatte seine Frau in einen Gulag (ein Zwangsarbeitslager) bringen lassen und sie verstarb so wie die meisten Insassen dort. Ihr Fehler war, mit einem Deutschen, also Sorge, verheiratet zu sein.

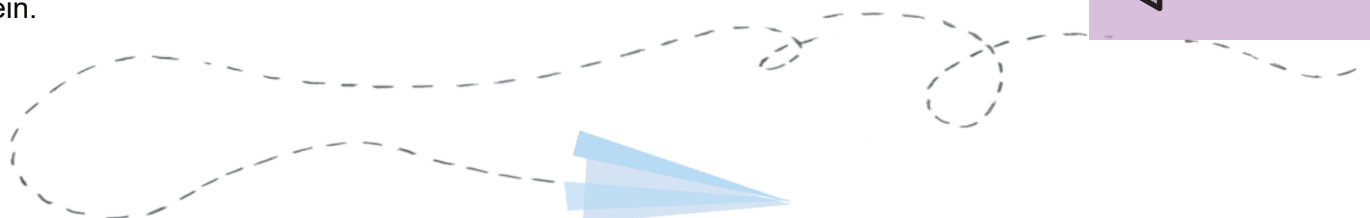
Die Anklage lautete, laut den Gerichtsarchiven, Spionage für die deutsche Seite. Zudem hatte Stalin Interesse daran, dass Sorge hingerichtet wird, denn Stalin hatte einen Fehler gemacht, indem er seine Armee auf einen Angriff von Hitler nicht vorbereitete. Wäre also Sorge zurückgekommen, hätte er vielleicht erzählt, dass Stalin informiert war, doch seine Informationen nicht beachtet hatte. Stalin freute sich wohl am meisten über Sorges Hinrichtung.

Richard Sorge wurde am 07.11.1944 in Toshima gehängt, am gleichen Tag wie sein Mitarbeiter Ozaki.

Richard Sorges letzte Worte waren: „Es lebe der Internationale Kommunismus!“ 1964 wurde er postum – und nach dem Ende der Stalin-Ära, in der so genannten „Tauwetter“-Periode unter Chruschtschow –, mit dem Orden „Held der Sowjetunion“ ausgezeichnet.

Richard Sorge war ein Mann, der den Frieden wollte und dabei den einen Diktator für den anderen verriet. Er veränderte den Lauf der Geschichte. Er hatte viele Liebesaffären, doch liebte er nur seine Frau, die in Moskau lebte. In der Haft schrieb er noch sein Leben auf – und wir vom „Flugblatt“ haben den Lebensweg unseres historisch bedeutenden Vor-Mitschülers hier ebenfalls notiert.

Murat Pinarci (10.3)



**16**

Geschützter Austausch mit einer Expertin – die Schüler- und Schülerinnenprechstunde 15+

Zum Leben jedes Menschen gehören auch schwierige Momente und Phasen. Um die Schwierigkeiten zu überwinden und sich selbst wieder wohlfühlen, kann es wichtig sein, dass man sich mit jemandem austauscht, der*dem man vertraut, die*der zuhört und sich ehrlich, unvoreingenommen und behutsam der Sorgen annimmt.

Für Schüler*innen ab 15 Jahren gibt es seit dem Schuljahr 2020/2021 ein neues Angebot am Lilienthal-Gymnasium: die Schüler- und Schülerinnenprechstunde 15+.

SIBUZ

Die Schüler- und Schülerinnenprechstunde 15+ richtet sich an Jugendliche, die 15 Jahre alt sind oder älter und damit ohne Einverständnis ihrer Eltern eine psychologische oder pädagogische Beratung in Anspruch nehmen können.

An einem festen Ort innerhalb des Schulgebäudes könnt ihr euch im Rahmen der Sprechstunde vertraulich austauschen. Die Sprechstunde findet alle zwei bis drei Wochen statt und wird geleitet von Frau Ramharter, einer schulexternen Beratungslehrerin des SIBUZ (Schulpsychologisches und Inklusionspädagogisches Beratungs- und Unterstützungszentrum). Eine Selbstvorstellung von Frau Ramharter und die Termine für das zweite Halbjahr 2020/2021 findet ihr unten. In „Corona-Zeiten“ gibt es auch die Möglichkeit, die Sprechstunde nach Absprache telefonisch, online oder bei einem Spaziergang im Freien abzuhalten.

Die Themen von „15+“ geben die Schüler und Schülerinnen vor. Abhängig vom individuellen Bedarf können Probleme, Fragen oder Schwierigkeiten mit Lehrern, Eltern, sich selbst und / oder der Klasse besprochen werden.

Die Schüler und Schülerinnen verpflichten sich, den vereinbarten Termin rechtzeitig abzusagen, falls sie aus unvorhergesehenen Gründen die gewünschte Beratung nicht wahrnehmen können.

Text: Silke Ramharter (SIBUZ) / Redaktion „FlugBlatt“



Liebe Schüler und Schülerinnen der Jahrgangsstufen 10–12!

Mein Name ist Silke Ramharter. Ich bin Kinder- und Jugendlichentherapeutin, arbeite am SIBUZ (Schulpsychologisches und Inklusionspädagogisches Beratungs- und Unterstützungszentrum) und biete am Lilienthal-Gymnasium die **Schüler- und Schülerinnenprechstunde 15+** für euch an.

Termine: 19.02., 05.03., 19.03., 16.04. 30.04., 21.05., 04.06. und 18.06.2021

Zeit: 12.15-13.00 Uhr, 13.00-13.45 Uhr, 13.45–14.30 Uhr, 14.30–15.00 Uhr

Anmeldung: silke.ramharter@senbjf.berlin.de oder über die Vertrauenslehrer*innen oder über das Sekretariat

Ort: Villa, C 005

Ich freue mich, euch kennen zu lernen!
Silke Ramharter

Silke Ramharter, StR und systemische Kinder- und Jugendlichentherapeutin
SIBUZ Steglitz-Zehlendorf, Tel: 90299-2772, E-Mail: silke.ramharter@senbjf.berlin.de



Mitglied im Fachverband
Garten- & Landschaftsbau

SCHNIEBER & MEHLITZ

Garten- und Landschaftsbau GmbH

- Baumfällung
- Gartengestaltung
- Gartenpflege
- Zaunbau
- Neugestaltung
- Natursteinarbeiten

Hegauer Weg 19

14163 Berlin

Tel. 802 50 17 · Fax 802 50 47

www.mehlitz-gartenbau.de

**Eine Buchhandlung.
Eine Familie.**



BUCHHANDLUNG

WOLLSCHLÄGER

BERLIN LICHTERFELDE OST

Morgensternstraße 28

12207 Berlin

Geschäftszeiten:

Mo-Fr 9.00-18.30, Sa 9.00-14.00

Telefon 030 - 772 69 33

Telefax 030 - 773 74 53

buchwoll@t-online.de

www.buchwoll.de



Corona - App

Die Corona-Warn-App: Was bringt sie wirklich?

Das Corona-Virus, genauer, das SARS-CoV-2-Virus, gefährdet seit Anfang des Jahres 2020 unsere Gesellschaft. Da es schwierig ist, die Verbreitung der dadurch hervorgerufenen Krankheit COVID-19 nachzuvollziehen, wurde vom Robert Koch-Institut in Zusammenarbeit mit der Telekom und dem Unternehmen SAP die Corona-Warn-App entwickelt.

Was soll die App bringen?

Die App gibt es seit dem 16. Juni 2020 kostenlos zum Download im AppStore und im PlayStore. Sie soll die Nutzer informieren, ob sie in Kontakt mit einer infizierten Person geraten sind und ob daraus ein erhöhtes Ansteckungsrisiko anzunehmen ist. Das soll den zuständigen Behörden helfen, Infektionsketten nachzuverfolgen und zu unterbrechen und so die Ausbreitung der COVID-19-Pandemie einzudämmen. Gerade für uns Schüler ist diese App sehr gut, da wir in Präsenzzeiten jeden Tag viele Menschen in der Schule, mit oder ohne Abstand oder Maske, treffen.

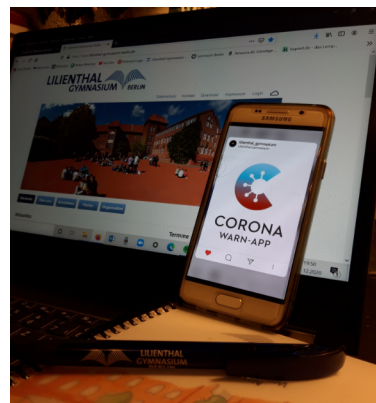
Wie soll die App funktionieren?

Wenn die Nutzer*innen die App heruntergeladen haben, kommunizieren die Geräte über Bluetooth miteinander und messen, wie lange man mit der anderen Person zusammen war, sowie den Abstand, den man zueinander hatte. Dabei wird aber weder der Standort getrackt noch wird der Name der positiven Person genannt. Die positiv getesteten Personen können das Testergebnis in der App vermerken. Die App würde einem Nutzer, der mit der positiv getesteten Person Kontakt hatte, in der App zeigen, wie hoch das Risiko ist, sich angesteckt zu haben. Bei einem hohen Risiko empfiehlt die App, sich testen zu lassen.

Erfüllt die App ihren Zweck?

Es gibt viele verschiedene Meinungen zu der App. Eine zustimmende, die ich im AppStore gefunden habe, wäre zum Beispiel: „Die App funktioniert perfekt. Nach dem Corona-Test heruntergeladen, um das Testergebnis angezeigt zu bekommen und 2 ½ Tage später war, soweit-perfekt!“ (Die grammatikalischen Fehler waren so in der Original-Bewertung.) Es gibt aber auch negative Meinungen aus dem AppStore zu der App, wie etwa: „Meine Mutter wurde positiv getestet. Wir leben in einem Haushalt. Seit drei Tagen ist das Ergebnis da. Es steht bei ihr in der App und wir bekommen keine Meldung das wir uns in der Nähe einer positiv getesteten Person aufhalten.“ (Auch hier grammatikalische Fehler aus dem Original.) Solche durchweg negativen Meldungen gibt es sehr oft und keine davon wurde, soweit erkennbar, von einem Entwickler beantwortet. Die überwiegend positiven Rezensionen, die aber trotzdem etwas zu bemängeln haben, werden aber meist von Entwicklern beantwortet.

Bis zum 27. November 2020 haben sich in Deutschland ungefähr 23 Mio. Leute die App heruntergeladen. Die Universität Oxford sagt, dass laut deren Ergebnissen die Corona-Pandemie gestoppt werden könne, wenn rund 60% der Bevölkerung die Tracing-App benutzen. Aber die App fängt an zu wirken, auch wenn rund 15 Prozent (was wir mit 23 Mio. Downloads auf jeden Fall geschafft haben) die App hätten, sagte Studienautorin Lucie Abeler-Dörner.



Bis jetzt hat die App in vielen Fällen geholfen und möglicherweise auch ganze Infektionsketten gestoppt. Und außerdem kenne ich ein paar Leute, die von der App in Quarantäne geschickt wurden, nachdem sie Kontakt mit einer positiv getesteten Person hatten. Außerdem: Wenn ihr eine oder mehr Begegnungen mit infizierten Personen

habt, die Anzeige in der App aber immer noch auf „niedriges Risiko“ steht, dann ist das nicht unbedingt ein Fehler der App, denn die App zählt es auch als Begegnung, wenn ihr für zwei Sekunden aneinander vorbeilauft.

Wenn ihr euch und eure Mitmenschen schützen wollt, ladet euch bitte einfach schnell die Corona-Warn-App kostenlos im App- oder im Google-PlayStore herunter.

Stimmen aus dem Unterricht

*In dieser Rubrik drucken wir in unregelmäßiger Folge Texte oder Bilder ab, die im Unterricht entstanden sind – als Ergebnisse von Arbeitsaufträgen. Manchmal entstehen da tolle Werke, und diese Werke sollen gewürdigt und nicht vergessen werden! Dieses Mal haben wir zwei sarkastische, erfrischend provokante Glossen aus dem Deutschunterricht der 9.2 bei Frau Erler für euch – zufällig verfasst von zwei „FlugBlatt“-Redakteurinnen –, sowie zwei zum Nachdenken anregende Gedichte von Schüler*innen der 9.1, aus dem Deutschunterricht bei Herrn Weigelin! Danke an Frau Erler und Herrn Weigelin für die Hinweise auf die Texte für unsere Rubrik „Stimmen aus dem Unterricht“!*

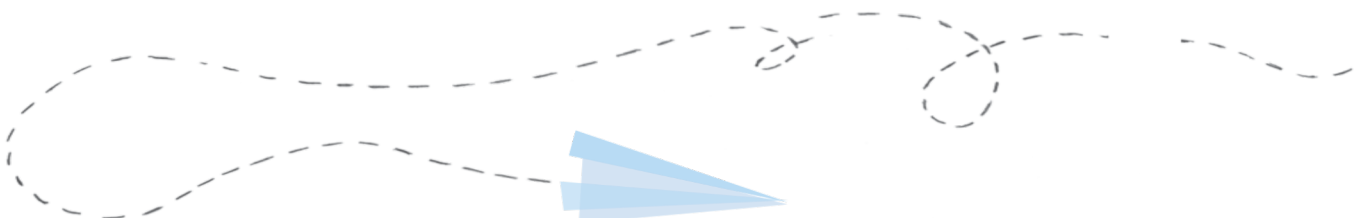
Wenn ihr/Sie ebenfalls Vorschläge für unsere Rubrik habt/haben, sprecht/sprechen Sie uns einfach in der Schule an. Sie erreichen / Ihr erreicht uns auch per Mail (redaktion-flugblatt@gmx.de) oder auf Instagram ([flugblatt_lilienthal](https://www.instagram.com/flugblatt_lilienthal)).

Queer oder Queerbaiting?

„Queerbaiting“ ist ein sehr großes Thema unter Filmfans und Leseratten. Queerbaiting, das bedeutet: Ein*e Autor*in, ein Unternehmen, eine Institution biedert sich mit simplen Tricks bei der LGBT-Community an, setzt sich aber nicht wirklich mit deren Anliegen auseinander und lässt großen Versprechen keine vertieften Aussagen folgen. So ähnlich wie Clickbaiting im Internet, das kennt ihr bestimmt; nur bezogen auf queere Themen.

Also: Wo wird die LGBT-Community repräsentiert und wie gut ist diese Repräsentation tatsächlich? Eine gute Repräsentation ist vertieft, un-kitschig, differenziert, ausgewogen und ehrlich. Nicht jede Repräsentation ist eine gute.

So wird zum Beispiel diskutiert, ob es wirklich nötig war, dass J.K. Rowling Jahre nach der Veröffentlichung der „Harry Potter“-Reihe aus dem Nichts bekanntgab, dass der mächtige Professor Dumbledore aus den Romanen schwul war. Auf mich wirkt es ja eher so, als ob J.K. Rowling diese Aussage nur brachte, um sich als Moralapostel hinstellen zu können und auf der „politisch korrekten“ Seite der Debatte zu stehen.





Vor allem, wenn man noch ihre ganzen problematischen Aussagen bezüglich Transsexualität beachtet, als sie etwa in Zweifel zog, dass Transgender-Frauen ‚richtige‘ Frauen seien. Wir sehen also, moralisch daherzukommen ist nicht immer richtig.

Aber als ich dann doch endlich aufatmen kann, wenn ich gute LGBT-Repräsentationen entdecke, werden diese dann nicht unterstützt. So wie beim Film „Love, Simon“, der auf der Streaming-Plattform Disney+ blödsinnigerweise aufgrund von „Erwachseneninhalt“ gesperrt wurde.

Ich würde mich selbst, was erfolgreiche Bücher und Filme angeht, als relativ up to date einschätzen. Deshalb würde ich auch lügen, wenn ich behaupten würde, dass ich keine gute Gay-Repräsentation in Medien kenne. Aber vielleicht ist das ja auch ein Problem. Ich kenne wirklich NUR Gay-Repräsentation. Es scheint, als wäre jeder entweder straight oder gay. Dazwischen gibt es nichts. Wenn ich mit meinem Vater über solche Themen rede, scheint er auch nichts anderes zu kennen. Mir fallen keine fiktiven Charaktere ein, die bi-, pan- oder aromantisch sind. Polyamory-Beziehungen werden in den Geschichten immer als Tabu beschrieben, die niemals ohne Drama enden können.

Und über den Mangel an Repräsentation von Menschen außerhalb der zwei binären Geschlechter traue ich mich gar nicht erst zu reden. Eine Studie der Annenberg School for Communication and Journalism fand 2016 heraus, dass unter 11.194 Sprechrollen in Film und Fernsehen nur 229 Queers

mit dem größten Anteil bei homosexuellen weißen Männern waren. Und dann ist es oft auch nur der eine schwule beste Freund der Protagonistin in den ganzen Teeniemovies, der nicht relevanter scheint als meine nicht gemachten Mathehausaufgaben.

Homosexualität wird im Fernsehen also entweder als Running-Gag benutzt – womit ich auch ganz cool wäre, wenn sie dann doch nicht immer mit so einem notgeilen Typen dargestellt wird, der immer diesen Händeklicks macht und auch eine dämlichere Lache hat als meine Schulfreund*innen –, oder sie wird krass fetischisiert, damit jede*r auch was zum Blöd-Rumglotzen hat.

Also, liebe Filmemacher*innen und Autor*innen: bitte traut euch ruhig öfters, die gottverdammte Regenbogenfahne wehen zu lassen. Es tut kein bisschen weh, tatsächlich relevante LGBT-Charaktere miteinzubringen. Ehrlich gesagt habe ich keinen Bock, mich mit dem besten der aktuell eher niedrigen Standards zufriedenzugeben. Ich blicke nämlich sehr positiv in die Zukunft und denke, dass sicherlich noch viele Möglichkeiten in die Tat umgesetzt werden können.

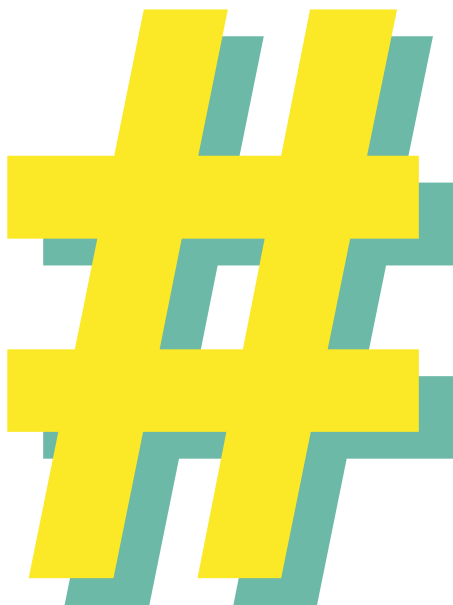
An dieser Stelle höre ich auf mit dem Nörgeln, lehne mich zurück, überlass den Rest den Produzenten und betrachte solange die Gayness im Spiegel statt im Fernsehen.

Anna Hansen (9.2)

Ein Hashtag und ein Text aus dem Diesseits

Ich gehe die neusten Twittermeldungen durch und plötzlich stoße ich auf viele Beiträge mit dem Hashtag „#RIPJ.K.Rowling“ – was, J.K. Rowling ist tot??? Ich google das natürlich sofort und stelle erstaunt fest, dass Joanne K. Rowling sehr wohl noch quicklebendig durch England stolziert. Im Netz aber wird sie für tot erklärt; und ich bin gewiss nicht die erste, die auf so ein Hashtag reinfällt. Brauchen wir Hashtags eigentlich für irgendwas – oder sind sie vollkommen sinnlos?

Der Gebrauch von Hashtags fängt ja schon bei fast belanglosen Sachen an, wie dem Standort oder dem Beziehungsstatus. Da schau ich mir ganz entspannt ein paar Nachrichten auf meinem PC an und stoße dann auf die Nachricht, dass Pietro Lombardi eventuell eine Influencerin als Freundin hat. Nachdem ich es geschafft habe, mein Gehirn dazu zu bringen, mir zu sagen, wer Pietro Lombardi nochmal ist, habe ich in der „Das könnte Sie auch interessieren“-Spalte einen weiteren Beitrag von Pietro Lombardis angeblicher neuer Liebe gefunden, bloß ist das jemand ganz anderes. Also so dumm wird Herr Lombardi nicht sein, sich mit zwei Frauen gleichzeitig zu treffen – oder? Also wurde da mal wieder schön spekuliert und es wurden unglaubliche Gerüchte verteilt.



Ich meine, dass Hashtags doch eigentlich nur die Meinung des Erstellers repräsentieren. Aber solche Vorfälle wie bei Pietro Lombardi sind ja nur ein kleiner Kieselstein im gewaltigen Hashtag-Gebirge. Der wahre Mount Everest der Hashtags ist doch wirklich das Todes-Hashtag. Wie man sich wohl fühlt, wenn einen plötzlich so ein Todes-Hashtag ereilt? Im Vergleich zum Gefühl in dem Moment ist es wahrscheinlich geradezu eine Freude, wenn nur das Privatleben von einem selbst aufgewühlt wird.

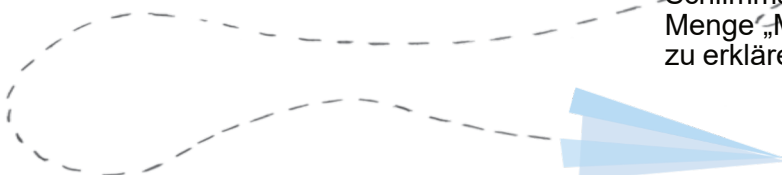
Wie die Nachricht über Lombardi, so kann sich auch ein Hashtag wie ein Lauffeuer verbreiten – kaum im Netz, schon tausendfach geteilt, ganz egal, ob er die Wahrheit transportiert oder nicht.

Wenn ich mal „Hashtag“ als Suchbegriff bei Google eingebe und damit nach den am weitesten verbreiteten Hashtags fahnde, dann kommen nicht Sachen wie #langeweile, #willaufmerksamkeit – das wäre wenigstens ehrlich. Nein, die beliebtesten Hashtags sind sowas wie #love, #cute, #me, #food. Wieso sollte ich nicht erkennen, dass ein Käsebrod etwas zum Essen ist, obwohl... Manchmal ist es wirklich wie ein Kunstwerk inszeniert. Und wenn du auf dem Bild bist, dann werde ich das erkennen, wenn ich weiß wer du bist – und ansonsten interessiert es mich auch nicht. Und ganz ehrlich: Wen interessiert es, ob die Person hinter dem Bildschirm gerade verliebt ist oder nicht? Aber den Himmel im Hintergrund, den haben sie einfach keinem Hashtag zugeteilt! Wie wäre es mit #supertollbearbeitet?

Seit wann brauchen wir diese Hashtags eigentlich? Ich meine, wird ein Bild, wenn ich es angucke, durch Hashtags besser?

Nochmal einen Schritt zurück. Was soll ein Hashtag noch gleich sein? Der Duden erklärt Hashtag so: „Mit einem vorangestellten Rautezeichen markiertes Schlüssel- oder Schlagwort in einem [elektronischen] Text“. Aha. Ein Schlagwort also. Ein Begriff, der Ordnung in große Textmengen bringen soll, der helfen soll, sich in der unüberschaubaren Menge an Daten zurechtzufinden. Schöne Idee, eigentlich. Leider bewirkt ein Hashtag oft das Gegenteil. Wenn ich nun zum Beispiel ein Bild sehe, das ein Johnny-Depp-Fan hochgeladen hat, und darunter #Fluchderkaribik steht, ich aber ein Bild von Johnny Depp in der Rolle des Grindelwald vor mir habe, dann nützt mir das Hashtag auch nicht wirklich viel.

Es ist doch wirklich unglaublich, wie schnell ich jemanden im Netz für tot erklären kann. Im Fall von J.K. Rowling war dieses Hashtag Ausdruck einer Hasswelle gegen die Autorin; als ich es las, war ich sofort geschockt und rechnete mit dem Schlimmsten. Ich meine, es zählt ja auch eine Menge „Mut“ – oder Hass – dazu, jemanden für tot zu erklären. Und wer kommt denn auf so eine Idee?



Tot im Netz?

Haben Leute schon so viel Langeweile und warten wie die Geier darauf, dass sie sich auf den nächsten Todesfall stürzen können? Da würden mir auf die Dauer auch die Schlagzeilen ausgehen. Aber trotzdem finde ich das sehr beängstigend, wenn ich daran denke, dass meine Freunde beim nächsten Tweet denken könnten, ich sei tatsächlich gestorben. Und nein, meine lieben Freunde und Freundinnen da draußen, ich schreibe diesen Artikel nicht aus dem Jenseits!

Ist das nicht auch eine Straftat, andere für tot zu erklären? Wenn ich betroffen wäre, wäre das vielleicht nicht ganz so weitreichend, aber bei berühmten Personen wie J.K. Rowling ist das doch noch was anderes. Wenn ich mir das Gesicht ihres Bodyguards vorstelle, wie er den Tweet mit dem Hashtag liest und sich fragt, wie die Verfasser*innen von dem Tod von J.K. Rowling erfahren haben, während er vor ihrem Zimmer wacht, dann sähe ich in einer Mathearbeit schlauer aus.

Nochmal gefragt: Wie kommt man auf so eine Idee?

Haben die Leute zu viele schlechte Serien geguckt, in denen sich die Ex-Partner*innen in der Zeitung für tot erklären, nur damit niemand nach ihnen sucht, oder haben sie so lebendige Träume und wandeln dies in virtuelle „Realität“ um? Für die Person, die bereits im Jenseits sein soll, wäre das Todes-Hashtag bestimmt ein ganz schöner Schock, ganz egal, mit welcher Motivation es geschrieben wurde. Ich würde es wahrscheinlich mit Humor aufnehmen, aber ich denke, wenn meine Schwester ihren Namen hinter „RIP“ sehen würde, dann würden selbst die Hashtag-Ersteller*innen einen Tinnitus von ihrem Schrei bekommen, egal, wo sie gerade wären!

Also wie wäre es, liebe Twitter-, Instagram-, Facebook- und sonstige Forenchef*innen, wenn wir die Hashtags einfach abschaffen? Wenn schon Schlagworte, wie wäre es dann mit einer Welle anstatt einer Raute als Zeichen davor? Eine Welle stellt die Ungenauigkeit der Markierung perfekt dar. Das wäre mal ein neues Hashtag, das #antihashtag, oder nicht?

Sabrina Wesely (9.2)

Gedicht

Der Weg war hart, doch jetzt bin ich endlich angekommen'.
Als Erstes der Hinweg,
Dann der Zurückweg.
Es war weder sonnig noch warm,
Die Gletschersform verändert sich nicht.
Mein Herz gebrochen, so still und leicht und ich schweig.
Denn das ist der Weg, den jener für sich ewig geht.
Der Weg war hart, doch jetzt bin ich endlich angekommen'.

Die Frösche springen nicht mehr hin und her,
fangen keine Beute.
Die Menschen sind der Grund dafür, bauen alles voll. Wofür?
Vergiften alles bis zum Letzten Lebewesen.
Der Weg war hart, doch jetzt bin ich endlich angekommen'.

Nun plagt die Stadt bis zum Erhör, zerstört das Gehör.
Augen geschlossen,
vergesse hoffnungsvoll alles, die Stadt schweigt.
Boden grau, Himmel blau.
Chaotischer Tag und verspielte Nacht,
bringen die Entspannung zurück.
Der Weg war hart, doch jetzt bin ich endlich angekommen'.

Fliehen hat nicht mal einen Sinn, wir bleiben hier drin.
Bis zum Letzten Atemzug, jeder ruht.
Nur die Glut und die Wut in uns, schaffen die Freiheit.
Das Gift wird stärker es wird knapper.
Der Weg war hart, doch jetzt bin ich endlich angekommen'.

Auf der Such' nach Lebensfläche nicht bekommen.
Die Stadt hinter sich gelassen,
Wirkt im Herzen trotzdem nicht verlassen.
Vom Heimweh schon ganz eingenommen,
Außen glücklich, innen trist.
Der Weg war hart, doch jetzt bin ich endlich angekommen'.

Schon aufgegeben und den Rückweg angetreten,
bis ich dann finde, wonach ich suche.
Das Nimmerland mit Feldern und der Farm.
So ungewohnt entspannend und unbewohnt.
Die Luft ist frei und ohne Luft versehn.
Das war es Wert aufs Land zu ziehn.
Ich bin endlich angekommen'.

Ich bin
angekom'

Malik Ünal (9.1)

Infobox Antiziganismus

„Sie betteln und stehlen, tragen bunte Röcke, ziehen heimatlos umher, sind nicht willig, sich zu integrieren“ – das sind laut dem Geschichtsbuch „Forum Geschichte 9/10“ einige der Vorurteile gegen Sinti und Roma, die auch heute noch verbreitet sind in der europäischen Gesellschaft. Seit vielen Jahrhunderten werden „Zigeuner“ diskriminiert, verfolgt und ermordet. Allein in der NS-Zeit wurden über 500.000 Sinti und Roma umgebracht.

58% der deutschen Bevölkerung haben Vorurteile gegenüber Sinti und Roma und drei Viertel der Sinti und Roma in Deutschland erlitten Diskriminierung. Viele Sinti und Roma verstecken ihre Wurzeln und Herkunft, nur um akzeptiert zu werden. Antiziganismus gehört laut „Forum Geschichte 9/10“ neben Homophobie zu einer der meist verbreiteten Formen der Diskriminierung.

Quellen: Video „Antiziganismus begegnen“ der Bundeszentrale für politische Bildung. Online unter: https://www.youtube.com/watch?v=K8yo5vd97mY&feature=emb_logo (hochgeladen am 24.11.2018; URL geprüft am 01.12.2020); Robert Rauh (Hrsg.): Forum Geschichte 9/10. Berlin, Brandenburg. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Basismodule – Wahlmodule – Fächerverbindende Module. Berlin: Cornelsen 2018.

Ich höre den Sintiplatz

1. Ich höre den Sintiplatz, die Wohnwagen fahren
Die Musik ertönt, jetzt
Höre gut zu, sie
Fangen an zu tanzen und
Die Kinder spielen mit.
Das Fest beginnt, die Straßen klingeln
Der Wunderhof eröffnet, die Musik klingt
Ich höre den Sintiplatz, die Wohnwagen fahren

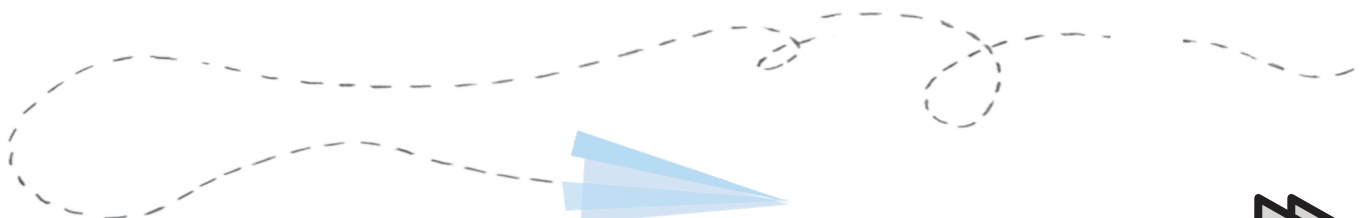
2. Der Marktplatz in vollem Gange, Glocke
Klingt vom Verkäufer, jetzt
Ist der Hof an der Zeit zu erläutern.
Flüche, Lieder, Rufe hinter ihnen her,
Düfte exotisch wie die Natur,
Musik erhellt den Tag
Mit der Sonne auf der Plane
Ich höre den Sintiplatz, die Wohnwagen fahren

3. Ich höre den Sintiplatz, die Wohnwagen fahren
Im Kopf den Rausch vergangener Feste.
Am nächsten Tage, wieder bei dem Ort, der Lagerplatz
Ist leer, die Wagen, sie sind fort.
Ich höre den Sintiplatz, die Wohnwagen fahren

4. Die Katzen schleichen durch die Wagen
Bei Nacht, Musik verstummt, das Lachen auch
Feuer brutzelt auch bei Nacht,
der Mond scheint hell, endlich Ruhe
Familie erblüht wie eine Rose
Ich höre den Sintiplatz, die Wohnwagen fahren

5. Ich höre den Sintiplatz, die Wohnwagen fahren
Die Schreie der Leute, die Kinder
Verschreckt, rennen weg
„Zigeunerpack!“ hören sie und fliehen schnell
Die Magie ist fort, die Menschen auch
Ich höre den Hof der Wunder
Doch anders als zuvor

Juliette C. K. (9.1)



Gleichberechtigung im Sportunterricht

Geschlechtergetrennte Bewertung im Sportunterricht – total ungerecht oder doch fair?

Mir ist aufgefallen, dass Jungen sich oft darüber beschwerten, dass Mädchen in der Schule bevorzugt werden – besonders im Sportunterricht. In den letzten Monaten wurden die Noten für die Leistungen bei den Bundesjugendspielen vergeben.

So wie die meisten Schüler*innen freute auch ich mich auf die Bundesjugendspiel-Wettbewerbe.

Einige Jungen schnitten relativ schlecht ab, und manche regten sich dann auf, dass Mädchen weniger für eine gute Note leisten müssten.

Aber ist die Leistungsbewertung im Sportunterricht wirklich so ungerecht?

Um diese Frage zu klären, habe ich mir zuerst die Normwerte der Bundesjugendspiele angeschaut, indem ich erst einmal den Ausdauerlauf unter die Lupe genommen habe. Ich sah, dass Jungen 1000 Meter in 3:33 Minuten und die Mädchen 800 Meter in 3:20 Minuten absolvieren müssen, um in den bestmöglichen Bereich zu gelangen.

Ich rechnete also aus, wie schnell die Mädchen sein müssten, wenn diese 1000 Meter laufen müssten.

So habe ich herausgefunden, dass Mädchen ca. acht Prozent langsamer als Jungs sein müssen.

Acht Prozent weniger schnell sein zu müssen, um die gleiche Bewertung zu bekommen, klingt natürlich erst einmal sehr ungerecht. Wenn man diese Werte mit den Werten der Weltrekorde im 1000 Meter-Lauf vergleicht, sieht man jedoch, dass der Weltrekord im 1000m-Lauf bei den Damen bei 2:28 Minuten und bei den Herren bei 2:11 Minuten liegt. Es ist ein Unterschied von acht Prozent vorhanden.

Ich schaute mir auch noch andere Disziplinen der Bundesjugendspiele an und sah, dass es die Disziplin Ballwurf nur in der Kinder- und Jugendleichtathletik gibt, nicht in der Erwachsenen-Leichtathletik. Nun schaute ich mir die Normwerte an und stellte fest, dass Jungen über 50 Meter und Mädchen nur knapp 35 Meter werfen müssen, um die Note 1 zu bekommen. Ich rechnete den Unterschied zwischen den Weiten aus und sah, dass Mädchen 30 Prozent weniger weit als Jungen werfen müssen. So wie davor schaute ich mir nun wieder die Werte der Weltrekorde an, um einen Vergleich zu haben.

In den Erwachsenen-Wettbewerben gibt es nur die Wurfdisziplinen Speer, Diskus und Hammerwurf.

Also nahm ich, um irgendeinen Vergleich zu haben, die Werte vom Speerwurf und rechnete diese aus.

Ich sah, dass der Weltrekord im Speerwurf bei den Herren bei knapp 100 Metern und bei den Damen bei etwa 70 Metern liegt. Also liegt dort ein Weitenunterschied von rund 30 Prozent vor.

Ich finde also, dass die Bewertungsunterschiede, welche nicht gerade gering sind, sehr fair sind. Der Vergleich mit den Weltrekorden zeigt das. Frauen haben – betrachtet man den Durchschnitt der Bevölkerung – im Laufe der Evolution nicht so viele Muskeln wie Männer aufgebaut – aber das ist ein anderes Thema.

Zusammenfassend kann man sehen, dass die Unterschiede der im Sportunterricht für eine gute Note verlangten Leistungen mit den Werten im Spitzensport vergleichbar und daher gut begründet sind.

Richard Wedell (8.1)

Bild: Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf

Avon-Frauenlauf

Frauen laufen – Ist das nicht normal?

Dass Frauen an Marathonläufen teilnehmen dürfen, ist für uns keine Besonderheit. Jede fünfte Person, die heutzutage den rund 42 Kilometer langen Marathon beendet, ist weiblich. Auch die Quote der Teilnehmerinnen an den 20 größten Marathonläufen in Deutschland liegt bei 20 %.

Das hört sich vielleicht wenig an, wenn man bedenkt, dass 80% der Teilnehmer*innen männlich sind. Es ist allerdings doch ein Fortschritt hin zur Gleichberechtigung von Frauen und Männern. Schließlich ist es Frauen erst seit recht kurzer Zeit erlaubt, überhaupt an langen organisierten Läufen teilzunehmen. Vor 1967 gab es zwar keine offiziellen Regeln bezüglich der Teilnahme von Frauen an Marathonläufen, da grundsätzlich viele Sportarten ausschließlich von Männern ausgeführt wurden, doch herrschte Einigkeit darüber, dass Frauen rein körperlich Laufdistanzen von über 800m nicht schaffen würden oder sich mindestens verletzen könnten. Zudem wurde die Meinung vertreten, dass herausfordernde Sportarten Frauen zu männlich machen würden. Aus diesem Grund interessierten sich viele Frauen erst gar nicht für eine Teilnahme an einem Marathon.

Allerdings sind einige Frauen, z.B. Roberta Gibb, schon zu dieser Zeit bei einigen Marathons mitgelaufen; sie durften sich aber nicht offiziell anmelden. 1967 meldete sich erstmals in der Geschichte eine Frau unter dem neutralen Namen „K.V. Switzer“ offiziell beim Boston-Marathon an und absolvierte diesen, begleitet von zwei männlichen Freunden, mit einer offiziellen Startnummer. Kathrine Virginia Switzer – so ihr voller Name – hatte

Avon-Frauenlauf

allerdings keinen leichten Lauf. Der Rennleiter Jock Semple versuchte ihr während des Rennens die Startnummer zu entreißen, da dieser Lauf, wie damals alle Langläufe, nach allgemeinem Verständnis nur für Männer erlaubt war. Geschützt durch ihre Freunde konnte sie jedoch den Boston-Marathon nach 4 Stunden und 20 Minuten beenden. Sie lief in den folgenden Jahren viele große Marathons und war dabei sehr erfolgreich. Heute ist Kathrine Switzer Autorin und hält Vorträge an Universitäten, bei Verbänden und in Unternehmen über die Erfolge beim Marathon.

Kathrine Switzers Aktion beim Boston-Marathon brachte neuen Schwung in die Debatte, ob Frauen bei Langstreckenläufen zugelassen werden sollten. Und tatsächlich: 1972 wurden Frauen offiziell zum Boston-Marathon zugelassen. Im selben Jahr meldeten sich sieben Läuferinnen an. Erst 1984 nahmen Frauen auch an einem olympischen Marathon teil, in Los Angeles.

1972, in dem Jahr, in dem weibliche Teilnehmende beim Boston-Marathon offiziell zugelassen wurden, gründete Switzer den ersten Straßenlauf nur für Frauen: Den „Crazylegs Mini Marathon“, der heute „New York Mini 10K“ heißt.

Wie der „New York Mini 10K“ ist der seit 1984 in Berlin stattfindende „Avon-Lauf“ ein reiner Frauenlauf. Die „Avon“-Laufserie, benannt nach dem Hauptsponsor, einer Kosmetikfirma, geht direkt auf das Engagement von Kathrine Switzer zurück. Nahmen anfangs in Berlin lediglich 645 Frauen teil, wuchs die Zahl bis 2019 auf 17.676 Frauen.

Am Samstag, den 15. Mai 2021, findet der Avon-Frauenlauf das 38. Mal statt. Mit der Teilnahme an diesem Lauf wird wie jedes Jahr die „Berliner Krebsgesellschaft e.V.“ mit 1 Euro pro Teilnehmerin unterstützt. Diese Gesellschaft berät und unterstützt krebserkrankte Menschen und ihre Angehörigen, fördert die Forschung zur Heilung von Krebs und informiert über die Erkrankung Krebs.

Damit möglichst viele Frauen mit unterschiedlichsten Fitnesszuständen teilnehmen können, gibt es die Möglichkeit, zwischen mehreren Distanzen zu wählen: Es gibt den 10km-Lauf, bei dem außerdem zwischen Joggen, Walking und Nordic-Walking gewählt werden kann. Zudem findet ein 5 km langer „Funrun“ für Läuferinnen, Walkerinnen oder Nordic-Walkerinnen statt, mit oder ohne Zeitmessung – je nach Wunsch. Der Bambini-Lauf für Mädchen und Jungen bis 10 Jahre findet ebenfalls an diesem Tag statt.

Die Strecke startet auf der Straße des 17. Juni und führt entlang der Hofjägerallee zur Siegestsäule. Anschließend verläuft die Strecke durch den Tiergarten und dann am Brandenburger Tor vorbei zurück zur Straße des 17. Juni. Je nach Distanz werden eine oder zwei Runden gelaufen.

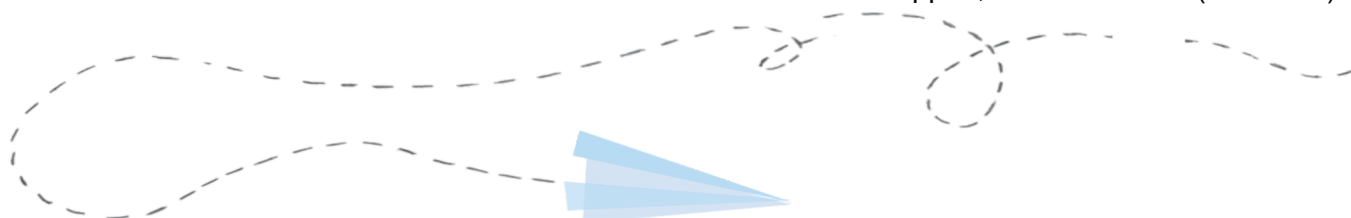


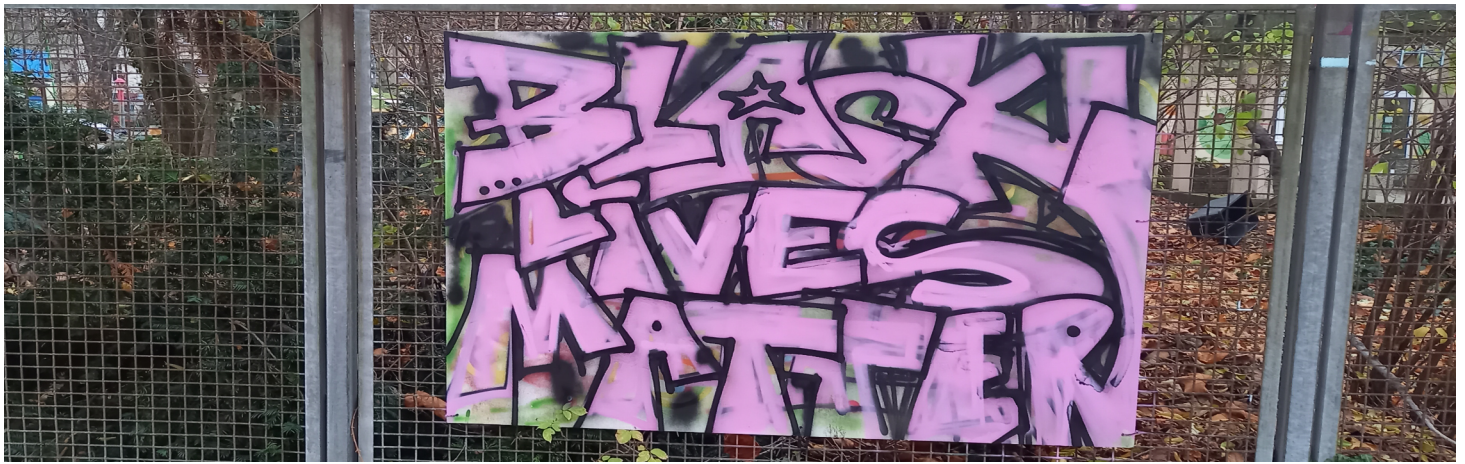
Warum sollte man dort mitmachen? Bei diesem Event rennt man für einen guten Zweck und nimmt gewissermaßen an etwas Historischem teil, ist buchstäblich Teil einer Frauen-BEWEGUNG, die einst von wenigen mutigen Frauen ins Leben gerufen wurde. Zudem erhält jede Frau als Erinnerung an die Teilnahme eine Urkunde und ein T-Shirt.

Auch Frau Vössing hat bei diesem Lauf mitgemacht, und sie hat ihre Erfahrung mit uns geteilt: „Es war eine sehr angenehme Stimmung!“, schrieb sie uns. „Einerseits war bei vielen Läuferinnen sportliche Motivation und Ehrgeiz wahrzunehmen, gleichzeitig aber auch Spaß und Freude beim Laufen. Es wurde ja für einen guten Zweck gelaufen, was auch spürbar im Vordergrund stand.“

Es ist natürlich noch nicht völlig sicher, ob und wie der Avon-Frauenlauf in diesem Jahr wirklich stattfinden kann, da wegen der Corona-Pandemie die Anzahl der teilnehmenden Personen bei Veranstaltungen sich immer wieder ändert. Wir hoffen dennoch, dass sich viele für das Event am 15.05.2021 anmelden und mitmachen können – für mehrere gute Zwecke: um die Gerechtigkeit voranzubringen, um den Kampf gegen Krebs zu unterstützen und um die eigene Gesundheit zu fördern.

Pia Dappen, Lea Lachmann (beide 9.2)





Black Lives Matter

– immer, überall!

Der Name George Floyd ist seit dem Frühling 2020 vielen Menschen auf der ganzen Welt ein Begriff – und hoffentlich noch nicht wieder vergessen. Denn George Floyds Geschichte geht uns alle an. George Floyds Tod ist eine Mahnung, wachsam gegen Rassismus zu sein und immer gegen Rassismus einzutreten – auch in unserem nächsten alltäglichen Umfeld. Denn: Black Lives Matter!

Zur Erinnerung: Am 25. Mai 2020 in Minneapolis im US-Bundestaat Minnesota hielt der 46-jährige Afroamerikaner George Perry Floyd um kurz vor 20:00 Uhr an der Chicago Avenue, um auf der gegenüberliegenden Straßenseite in dem Lebensmittelgeschäft „Cup Foods“ eine Schachtel Zigaretten mit einem 20-Dollar-Schein kaufen zu gehen. Als sich der Schein im Laden als gefälscht herausstellte, folgten ihm zwei Ladenmitarbeiter zu seinem Auto. Geschäftsmitarbeiter in Minnesota sind bei einem Verdacht auf Falschgeld dazu verpflichtet, die Polizei zu rufen. Nach der Benachrichtigung fuhr ein Streifenwagen mit den Polizisten James Kueng und Thomas Lane zum späteren Tatort. Nachdem Lane Floyd und seine beiden Freunde auf dem Rücksitz erfolglos aufgefordert hatte, aus dem PKW zu steigen, zog er Floyd aus dem Wagen. Die Polizisten legten ihm Handschellen an und setzten ihn an eine Hauswand. Danach führten beide Polizisten Floyd zu ihrem Streifenwagen, doch Floyd setzte sich auf den Boden. Währenddessen fuhr ein zweiter Streifenwagen mit dem dienstältesten Polizisten, Derek Chauvin, und seinem Kollegen Tou Thao vor. Chauvin übernahm das Kommando. Als er Floyd zu Boden drückte, fixierten die anderen Polizisten seinen Körper, während Chauvin sein Knie auf Floyds Hals drückte. Ab 20:19 Uhr wiederholte George Floyd die Worte: „I can't breathe“. Während der ganzen Zeit leistete er keinen Widerstand. Ein paar Passanten begannen die Szene zu filmen und die auf George Floyd sitzenden Polizisten aufzufordern, seinen Puls und seine Atmung zu kontrollieren. Die Polizisten hörten nicht darauf, und so verlor Floyd um 20:25 Uhr das Bewusstsein, nach insgesamt 8 Minuten und 46 Sekunden. Jemand rief den Krankenwagen und man versuchte, ihn zu reanimieren. Doch es war zu spät. Um 21:25 Uhr starb George Perry Floyd im örtlichen Krankenhaus aufgrund des Sauerstoffmangels.

Die Videos dieser schrecklichen Tat landeten im Internet. Fast die ganze Welt wurde auf den Fall George Floyd aufmerksam, und viele fragen sich, wie das passieren konnte und ob es ein Zufall ist, dass Floyd ein Schwarzer war.

Kann es sein, dass viele Polizisten, aber auch andere Menschen einen rassistischen Hintergedanken im Kopf haben, wenn sie auf der Straße einem Schwarzen begegnen? Oder dass Schwarze oft direkt als „anders“ oder „krimineller“ eingestuft werden? Und wie würden wir denken, wenn diese Menschen weiße Haut hätten? Kommt es wirklich nur auf die Hautfarbe an? Im Rahmen der Bewegung „Black Lives Matter“ (BLM) gehen viele Millionen Menschen auf die Straße und protestieren gegen Rassismus.

Die Polizisten, die Floyd töteten, wurden anschließend entlassen. Der – nach dem Vorfall mit George Floyd nun ehemalige – Polizist Derek Chauvin wurde wegen Mordes 3. Grades verhaftet, doch diese Einstufung wurde wenig später auf Mord 2. Grades verschärft. Mord 1. Grades bedeutet „geplant und beabsichtigt“, Mord 2. Grades „ungeplant und beabsichtigt“, Mord 3. Grades „ungeplant und versehentlich“.

Am 07.10.2020 wurde Derek Chauvin gegen Zahlung einer Kautions von 1 Million Dollar aus der Haft entlassen.

Dem Mord an George Floyd folgte eine Welle an Demonstrationen der BLM-Bewegung in Amerika, während derer weitere, auch schwarze US-Amerikaner getötet oder schwer verletzt wurden.

Die Geschichte des Rassismus ist lang und offensichtlich noch lange nicht vorbei.

Für mich war es eigentlich unvorstellbar, dass Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe im Jahr 2020 noch diskriminiert und sogar getötet werden. Aber die Art und Weise, wie George Floyd ums Leben gekommen ist, lässt kaum einen anderen Schluss zu als den: Das brutale Vorgehen der Polizei hängt damit zusammen, dass George Floyd schwarz war. Zumal dieser Fall nicht der erste ist, bei dem (weiße) Polizisten besonders hart gegen schwarze Menschen vorgehen.

Es ist wichtig, sich des Themas Rassismus immer bewusst zu sein und sein eigenes Verhalten und seine eigenen Gedanken dazu zu überprüfen. Deshalb wünsche ich mir, dass das Lilienthal-Gymnasium bei dem Projekt „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ mitmacht, damit wir als Schulgemeinschaft mehr über Rassismus weltweit und auch in Deutschland lernen und unserer klaren anti-rassistischen Haltung noch offener Ausdruck verleihen. Informiert euch unter <https://www.schule-ohne-rassismus.org/> und unterstützt das Vorhaben!



„Freiwillige Verpflichtungen“

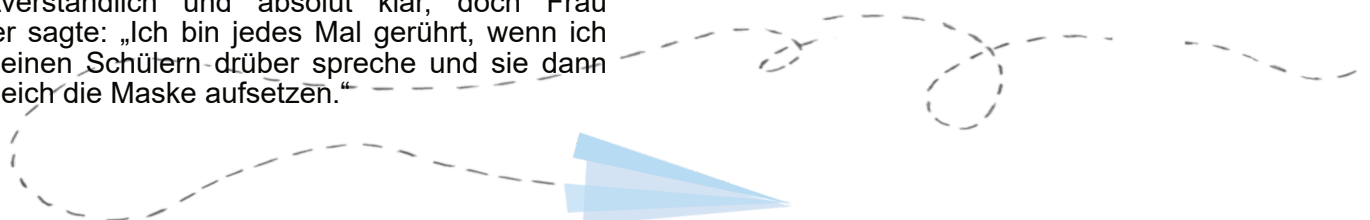
– der Widerspruch in Zeiten von Maskenpflichten und Pandemiebedingungen

„Pflicht“

. Das ist so ein Wort, was für mich persönlich erstmal negativ konnotiert ist – es impliziert etwas, was ich nicht freiwillig tue oder ein Ideal, dem ich angeblich entsprechen soll. Doch Pflicht kann auch eine Routine sein, etwas, das uns Sicherheit gibt, eben, weil es klar richtig zu sein scheint – wenn man es nicht hinterfragt. Die Maskenpflicht – sie begleitet uns durch den Alltag – auf dem Weg zur Schule, im Bus und in der Bahn, beim Gang zum Spind und im Unterricht –, ist ein gutes Beispiel dafür. Derzeit – Stand: Dezember 2020 – gehen wir normal zur Schule. Allerdings ist offen, wie lange noch, wenn man den aktuellen Zahlen und den allseits bekannten Szenarien A, B und C glaubt. Wir sind dazu verpflichtet, eine Maske zu tragen – doch inwiefern hätte dieser Impuls längst vor der offiziellen Verpflichtung von uns, den Schüler*innen, kommen müssen? Müssten „Pflichten“ nicht generell den Widerspruch der Freiwilligkeit in sich tragen, um überhaupt sinnvoll zu sein, da sie ja im besten Falle ohnehin auf allgemein geltenden Normen und Werten aufbauen, die doch jede*r von uns von klein auf vermittelt bekommt?

Hier vielleicht als Übergang: Ein „AHA“-Erlebnis zu diesen Fragen hatten wir in der Klasse 10.3 am 29.09.2020: Wir gingen „maskiert“ zu unserer nächsten Biostunde (am 29.09.2020) – quer durchs Gebäude, vorbei an Lernenden und Lehrenden, die ebenfalls die teilweise bunt gemusterten oder mit dem Schullogo verzierten Mund-Nasen-Schutz trugen – wie jeden Tag seit dem Start des Schuljahres 2020/2021. Mit der Erwartung, dass eine Stunde in die andere übergehen würde, betraten wir den Klassenraum. Doch statt an unser aktuelles Thema anzuknüpfen, erklärte uns Frau Köllner, warum sie uns dazu aufrufen möchte, dass wir die Masken auch bei ihr im Unterricht freiwillig tragen anstatt nur auf dem Weg dahin – damals also noch freiwillig. Ihre Argumente: Sobald ein*e Lehrer*in ausfällt, kann kein vernünftiger Präsenzunterricht mehr stattfinden, die Viren werden über verschiedenste Haushalte weitergegeben, auch an Risikopatienten, und wir riskieren einen zweiten Lockdown, wenn die Zahlen weiter steigen. Die logische Schlussfolgerung für uns alle: die Maske aufzusetzen. Für die meisten von uns war das selbstverständlich und absolut klar, doch Frau Köllner sagte: „Ich bin jedes Mal gerührt, wenn ich mit meinen Schülern drüber spreche und sie dann alle gleich die Maske aufsetzen.“

Wir diskutierten die gesamte Stunde und sogar in der Hofpause danach noch darüber, ob diese Einsicht, die Maske auch im Unterricht zu tragen, nicht immer folgen könnte. Natürlich, sobald jemand gesundheitliche Einschränkungen hat, wie zum Beispiel Asthma, sollte die Maske in keinem Fall verpflichtend sein, aber ist es wirklich so schlimm, wenn wir anderen die Maske tragen – und uns dabei glücklich schätzen, dass wir in dieser Zeit nur dies als größtes Problem haben? Dürfen wir den Egoismus als Begründung für das Nicht-Tragen der Masken in Klassenräumen gelten lassen, einfach, weil die Maske aus (Un-)Bequemlichkeit abgesetzt wird? Sind wir nicht moralisch dazu verpflichtet, die Gesundheit und das Leben von allen Menschen zu schützen, wenn wir die Möglichkeit dazu haben? Für mich sind die Antworten auf all diese Fragen klar.





Markus Gabriel, Professor für Erkenntnistheorie, Philosophie der Neuzeit und Gegenwart an der Universität Bonn, meint, dass die Corona-Pandemie uns eins gezeigt hat: Es habe vorher immer geheißten, „Politik könne unmöglich moralisch anspruchsvolle Entscheidungen treffen, die ökonomisch schwierig sind. Wir wissen jetzt [aber], dass unsere Demokratie dazu im Stande ist, moralischen Fortschritt zu erzielen – und zwar um jeden Preis“. Es geht also alles. Wir können wirtschaftliche Einbußen, wie 180 Milliarden Euro neue Schulden in Deutschland, auf uns nehmen und trotzdem – beziehungsweise gerade deshalb – als Gesellschaft das moralisch Richtige tun; und wir können, wenn ich den Gedankengang weiterführe, auch eine Maskenpflicht verantworten, um richtig zu handeln. Warum wird dann überhaupt daran gezweifelt?

Frau Köllner rief uns dazu auf, die Masken auch in ihrem Unterricht freiwillig zu tragen. „Wenn alle eine Maske tragen, vermute ich, dass viele andere mitziehen.“ Ist dies dann eigentlich eine „freiwillige Verpflichtung“, also dieser Widerspruch in sich? Meiner Meinung nach ergibt sich aus den Argumenten eine moralische Verpflichtung für uns alle, die aber schon vorher klar gewesen sein sollte und mit einem Appell nur nochmal ins Bewusstsein gerufen wird – was ja auch ein Ziel in der Schule ist: dass wir unsere Verantwortung lernen und diese von verschiedenen Personen – insbesondere von Lehrer*innen – übermittle wird. Es macht also auch immer noch einen Unterschied, wer die Empfehlung zu einer freiwilligen Verpflichtung ausspricht –

Autoritätspersonen, emotional nahestehende Menschen... „Überlegt mal, wenn das Lilienthal-Gymnasium die erste Schule wäre, die „die freiwillige Masken-Selbstverpflichtung“ durchsetzt“, so Frau Köllner – ein interessanter Gedanke, den wir, die Schulgemeinschaft, als einzige verwirklichen können – sobald die Maskenpflicht wieder aufgehoben wird.

Pflichten bringen meiner Meinung nach nicht langfristig etwas, wenn das allgemeine Grundverständnis nicht da ist. Es lässt sich darüber streiten, wie sinnvoll die Masken tatsächlich sind. Wie Viren-abwehrend sind die Masken tatsächlich? Macht es wirklich den entscheidenden Unterschied, wenn Masken an dem Ort mit der am wenigsten gefährdeten Altersklasse zur Pflicht werden? Meines Erachtens ist das Tragen schon in dem Moment gerechtfertigt, in dem ein Mensch vor der Krankheit geschützt wird, unabhängig von Alter, Geschlecht und sonstigen Faktoren. Es wäre unglaublich egoistisch, sich anzumaßen, darüber zu urteilen, wie lebens- und schützenswert ein Leben ist. Beispielweise die Behauptung, dass die Vorsichtsmaßnahmen unnötig seien, da die meisten an COVID-19 gestorbenen Personen schon alt waren und ohnehin kein langes Leben mehr gehabt hätten, ist ein Urteil, das ich in keiner Weise vertreten kann. Egal, wie lang ein Leben andauert, wie viele Wochen, Tage, Stunden, Minuten – Momente – einem Menschen noch bleiben, er*sie soll diese Momente ausschöpfen dürfen. Und wenn ich dabei helfen kann, ein oder mehrere Leben vor dem Corona-Virus zu bewahren, sehe ich keinen moralisch vertretbaren Grund, dies nicht zu tun. An diesem Punkt ist „Pflicht“ für mich also etwas, was gar nicht nötig sein sollte – oder?

Emilia Friedrich (10.3)

POETRY

Slam

„Lass uns Geschichten schreiben“

Also lass uns doch Geschichten schreiben,
die wir später gern erzählen.
Lass uns nachts lange wach bleiben,
aufs höchste Hausdach der Stadt steigen,
lachend und vom Takt frei die allertollsten Lieder singen.

- Julia Engelmann, „Eines Tages, Baby“



„Lass uns Geschichten schreiben“

Julia Engelmann ist eine deutsche Dichterin – okay; Sängerin – kennt man auch; Schauspieler*in – schlüssig – und Poetry-Slammer*in – bitte?! Was ist ein Poetry Slam – erstmal googeln. Wikipedia erklärt: „[...] ein literarischer Wettbewerb, bei dem selbstverfasste Texte innerhalb einer bestimmten Zeit vorgetragen werden. Die Zuhörer küren anschließend den Sieger. Die Darbietung wird häufig durch performative Elemente und die bewusste Selbstinszenierung des Vortragenden ergänzt. Der Begriff Poetry-Slam wird englisch ausgesprochen; sinngemäß lässt er sich mit „Dichterschlacht“ oder „Dichtewettstreit“ übersetzen.“ Die Slammer*innen treten also gegeneinander an und das Publikum soll zum Mitfiebern angeregt werden. Alle Texte sind selbstgeschrieben und der Auftritt wird durch keinerlei Requisiten oder Kostüme unterstützt – was zählt, ist die literarische und künstlerische Leistung. Der Grundsatz „Respect the poet“ bedingt, dass niemand ausgebuht und jede Leistung gewürdigt wird. Der meiste Applaus gebührt dem*der Sieger*in.

Aber wozu brauchen wir in einer digitalisierten und fortgeschrittenen Gesellschaft Poet*innen, die ihre Kunst ohne weitere Hilfsmittel live vortragen und meinen, uns von einer altmodischen Bühne aus etwas über das Leben beibringen zu können? Wozu brauchen wir die Hintergedanken der Teilnehmer*innen, die nachdenkliche Texte entstehen lassen?

Immerhin: Verschiedenste Slammer*innen haben mit diesem scheinbar veralteten Format Erfolg. 2013 nahm Julia Engelmann an einem Poetry Slam im Hörsaal der Uni Bielefeld teil – mit einem Erfolg im Netz, der ihr über 13 Millionen Aufrufe einbrachte. Ihre Texte veröffentlicht(e) sie in ihren Büchern, die allesamt „Spiegel“-Bestseller sind und waren. Es scheint also eine hohe Nachfrage nach genau dieser eigentlich alten Kunst ohne Schnickschnack zu geben.

Doch warum? Was ist so besonders daran, sich aufeinander reimende Zeilen zu kreieren, und wie werden sie gerade heute so erfolgreich? In einem Buch mit Poetry-Slam-Texten, darunter ihr Überraschungshit „Eines Tages, Baby“, schreibt Julia Engelmann über das Vertrauen in sich selbst, Dinge zu wagen, Träume umzusetzen und das Leben zu leben. Man soll „Geschichten schreiben, die man später gern erzählt“. In den sozialen Medien ist Julia Engelmann gewissermaßen ein Phänomen – YouTube, das den Anfang ihrer Karriere ermöglichte, Instagram und Co. bilden eine Fan-nahe Möglichkeit, um sich und die eigene Kunst zu repräsentieren.



»Lass uns nachts
 lange wach bleiben,
 aufs höchste Hausdach
 der Stadt steigen,
 lachend und vom
 Takt frei die
 allertollsten Lieder
 singen.«
 – JULIA ENGELMANN



Dieser „Widerspruch“ von der Verbreitung einer meist analogen Kunst auf digitalem Wege lässt diese Kunstform wachsen und zeitlos erscheinen. Der Weg, die Kunst der Poesie zu verbreiten und zu teilen, ist also ein anderer als früher, doch die Kunst an sich hat dennoch zeitlose Aussagen.

Wie wollen wir leben? Wir wissen alle, dass die Intentionen und Aussagen, die Julia Engelmann hat, richtig sind. Wir alle nehmen uns vor, in dem Moment zu leben, Träume wahr werden zu lassen und uns zu vertrauen. Doch tun wir es wirklich? Setzen wir das um, was wir immer so selbstsicher in die Welt hinausposaunen? „Und die Geschichten, die wir dann stattdessen erzählen, werden traurige Konjunktive sein“, meint Engelmann. Die Betrachtung des Kontrastes

zwischen dem erträumten und dem gelebten Leben ist, denke ich, ein wesentlicher Faktor für ihren Erfolg. Man kann immer große Reden schreiben und Vorsätze publizieren, doch dass vieles davon nicht zur Tat führt, kommt in unseren auf Effekt und schnelle Emotion zielenden Medien nicht oft zur Sprache. Logisch, wer will am Ende des Jahres schon hören, dass er mal wieder zu wenig Sport getrieben hat oder dass den Vorsätzen von letztem Jahr etwas dazwischengekommen ist? Mit ihren Aussagen treffen Julia Engelmann und die Kunstform des Poetry Slams insgesamt einen Nerv, der uns alle zum Innehalten und Nachdenken bringt. So tiefgründig und detailliert und doch so direkt, wie sie die Dinge auf den Punkt bringt, lässt sie uns keinen Zweifel daran haben, dass wir etwas Grundlegendes verändern können und vor allem: müssen!

Unter dem YouTube-Video von „Eines Tages, Baby“ steht der Kommentar „!!!Achtung!!! Dieses Video wird dich dazu bringen, morgen deinen Job zu kündigen“, und das bringt die Wirkung auf den Punkt, da die Slammerin das ausspricht, was alle denken, aber keine*r sagt. Und genau dazu brauchen wir Poesie und die Aussagen, die das eigentlich Unausprechliche verständlich machen, noch – oder vielleicht gerade – heute. Die poetischen Formulierungen veranschaulichen das, was so viele nicht ausdrücken können, was aber fast alle verstehen. Die Texte lösen ein Gefühl der Vertrautheit und der Verbundenheit mit uns aus. Weil sie uns das Gefühl geben, verstanden zu werden und sich selbst besser zu begreifen.

In diesem Sinne: „Lass mal werden, wer wir sein wollen“ und den Poet*innen dieser Welt zuhören!

Schule in anderen Ländern

– ein Einblick in den Alltag unserer Mitschüler*innen in aller Welt

Für uns hier in Deutschland ist es ganz normal, jeden Tag zur Schule zu gehen. Aber wie ist das in anderen Ländern? Welche Schulsysteme gibt es? Welche Fächer haben die Kinder in anderen Ländern? Welches Notensystem gibt es dort und wie lange dauert der Unterricht? Wie alt ist man, wenn man in die Schule kommt? Wie ist das Verhältnis von Lehrer zu Schüler? Wie sieht es mit Ferien aus? Ganz schön viele Fragen – und wir haben bei unseren Recherchen viele spannende Antworten für ganz verschiedene Länder gefunden. Woher wir unsere Antworten haben, erfahrt ihr in der Auflistung unter dem Artikel.

Iran

Im Iran gibt es nur eine Schulpflicht, bis man 11 Jahre alt ist. Mädchen und Jungs werden getrennt unterrichtet.

Die Schule im Iran ist eigentlich kostenlos, doch kosten Schulbücher etwas und nicht alle können sich das leisten. Viele Familien leben in Armut – auch die Kinder. In den Grundschulen gibt es keine Noten, durch die die Schüler mit den anderen Kindern verglichen werden, sondern nur Noten, die ausdrücken, wie sich die Schüler selbst im Vergleich zum letzten Mal verbessert haben. Das wird gemacht, um dem immer mehr steigenden Konkurrenzdruck unter den Kindern entgegenzuwirken.

Norwegen

In Norwegen müssen alle Kinder mindestens zehn Jahre in die Schule gehen, und zwar alle gemeinsam. Schulpflicht gilt von 6 bis 16 Jahren. Noten gibt es aber erst ab der 8. Klasse, wobei eine Eins die schlechteste und eine Sechs die beste Note ist.

China

Erst seit 1986 gibt es in der Volksrepublik China eine Schulpflicht. In den meisten Schulen muss eine Schuluniform getragen werden. Die Schule geht von 07:30 Uhr bis 16:30 Uhr. Am Montagmorgen findet aber erst noch der Appell vor dem Schulhaus statt. Die chinesische Flagge wird gehisst und die Kinder singen die Nationalhymne.

Eine Sache – so haben wir jedenfalls gelesen – sei in den chinesischen Schulen auch ganz besonders. Die Schüler würden mitunter nur mit zugewiesenen Nummern und die Lehrer nur mit „Lehrer“ und nicht mit den Namen angesprochen. Das sei so, damit sich keine persönliche Beziehung zwischen Lehrern und Schülern entwickelt. Ob das wirklich flächendeckend stimmt oder ob es sich eher um eine Übertreibung oder um ein Klischee aus unserer westlichen Perspektive handelt, ließ sich nicht herausfinden. Ziemlich unumstritten ist jedenfalls: Das größte Ziel von chinesischen Schulen ist die Erziehung zum Erfolg. Fehler zählen als eine Niederlage, für die es eine öffentliche Rüge gibt, und die Eltern werden dann auch mal in die Schule bestellt. Beim Lernen für Tests oder Arbeiten geht es hauptsächlich um das Auswendiglernen. Manche meinen, dass dadurch die Kinder in China keine Kreativität und wenig Erfindungsgeist entwickeln könnten.

Südafrika, Ägypten, Algerien, Marokko, Sudan, Jemen

In Südafrika geht das Notensystem nach einer 100-Punkte-Skala, wobei 100 Punkte bei uns die Note 1 wäre; aber Ergebnisse über 80 Punkte sind nur sehr selten.

In vielen nordafrikanischen Ländern wie Ägypten, Algerien, Marokko, Sudan gibt es sehr viele Analphabeten, also Menschen, die nicht lesen und schreiben können, weil sie nicht in die Schule gehen können oder dürfen. Auch für den Jemen auf der Arabischen Halbinsel gilt das. In manchen Ländern ist die Denkweise noch weit verbreitet, dass Mädchen nicht in die Schule müssten, weil sie nur im Haushalt helfen und früh heiraten sollen; manchmal gehen Jungen und Mädchen nicht in die Schule, weil diese entweder zu weit weg ist oder die Eltern schon nicht in der Schule waren und die Kinder deswegen auch nicht in die Schule sollen. In manchen der genannten Länder ist der Religionsunterricht das wichtigste Fach und dann erst kommen Fächer wie Naturwissenschaften und Fremdsprachen. Je nachdem, wie die staatliche Kontrolle funktioniert, kann es sein, dass es in einigen Ländern in Afrika oder auch im Nahen Osten keine Bestrafungen für die Eltern gibt, wenn die Kinder nicht zur Schule gehen. Hier in Deutschland kommt irgendwann das Jugendamt, dann die Polizei und im schlimmsten Fall wird das Kind täglich von der Polizei in die Schule gebracht.

In Ägypten gibt es unterschiedliche Schulsysteme: Das nationale ägyptische Schulsystem oder eines von mehreren internationalen Schulsystemen. Da gibt es ein britisches, ein französisches, ein amerikanisches und ein deutsches Schulsystem. Hier werden die Kinder immer nach dem Bildungssystem des jeweiligen Landes unterrichtet. Im britischen Schulsystem gibt es die Fächer Englische Sprache, Englische Literatur, Mathematik, Französisch als Fremdsprache, Computer, Sozialkunde, Arabisch, Religion, Kunst, Musik und Sport. Das Notensystem besteht aus A+, A, B, C, D und F, wobei A+ die beste und F die schlechteste Note ist. Der Unterricht startet morgens um 8 Uhr und geht bis 15 Uhr.



Solarzellen am Lili:

Geht da noch mehr?

Wenn ihr in der Pause auf dem Hof steht und euren Blick über das Gebäude des Lilienthal-Gymnasiums schweifen lasst, dann fallen sie euch auf: die Solarzellen auf dem Dach des Neubaus. Schön, könnte man meinen, ein Beitrag zum Umweltschutz! Man kann aber auch fragen: Warum nur so wenige Paneele? Sollten wir als öffentliche Schule mit besonderer Verantwortung nicht noch konsequenter auf erneuerbare Energien setzen? Wir haben doch viel mehr Platz auf dem Dach. Und funktionieren die Solarzellen überhaupt?

All diese Fragen haben wir Herrn Friedemann gestellt, dem Umweltschutz-Beauftragten des Lilienthal-Gymnasiums.

FlugBlatt: Warum haben wir nur sechs Solarzellen auf dem Dach?

Herr Friedemann: Die Solaranlagen wurden im Rahmen der früheren Umwelt-AG unter Leitung von Erhard Schnepf – er war bis 2013 Lehrer an der Schule – installiert. Da dieses Projekt damals recht aufwendig und kostenintensiv war, sind es „nur“ sechs Solarmodule, was aber sicherlich schon ein sehr guter Anfang ist.

FlugBlatt: Wie viel würden neue Solarzellen kosten?

Herr Friedemann: Die damaligen Solarmodule haben, glaube ich, inklusive der Montage 15.000 Euro gekostet. Die genauen Angaben findet ihr im Foyer an der blauen Tafel, die die grundlegenden Daten für die Anlage zeigt. Die Kosten für weitere Module sind abhängig von der Leistung, der Größe usw. Leider habe ich in diesem Bereich nicht den Überblick über die derzeitigen Preise.

FlugBlatt: Produzieren diese Solarzellen überhaupt noch Strom?

Herr Friedemann: Ja, ich gehe davon aus, dass die Anlage noch Strom produziert, auch wenn die Anzeige im Foyer nicht immer fehlerfrei die entsprechenden Daten anzeigt.

FlugBlatt: Wieso funktioniert der Stromzähler nicht mehr?

Herr Friedemann: Leider ist mit dem Weggang von Herrn Schnepf damals auch die Pflege der Anlage vernachlässigt worden und die Anlage wurde nicht mehr regelmäßig gewartet. Man könnte vielleicht im Rahmen der Klima-AG versuchen, dieses Projekt wieder voranzubringen und die Anlage entsprechend wieder vollständig funktionsfähig zu machen.

FlugBlatt: Wofür wird der Solarstrom derzeit genau genutzt?

Herr Friedemann: Ursprünglich war der Strom für die Versorgung des alten Schülercafés unter der Treppe im Foyer gedacht. Dort befindet sich heute eine Küche, die für die Vorbereitung von Veranstaltungen in der Schule genutzt wird.

FlugBlatt: Wenn zum Beispiel zehn neue Solarzellen dazu kommen würden, würde diese Menge überhaupt etwas nutzen?

Herr Friedemann: Ich denke, dass jede Form von alternativer, regenerativer Energie sinnvoll ist, wenn es vom Nutzen-Kosten-Aufwand gut umsetzbar ist. Natürlich würde man damit schätzungsweise nur einen sehr, sehr geringen Anteil des in der Schule benötigten Stroms abdecken, aber es ist sicherlich von der Idee her der richtige Weg.

Also, liebe Schulgemeinschaft und vielleicht besonders liebe Klima-AG: Wäre es nicht ein tolles Projekt, weitere Solarmodule für das Lilienthal-Gymnasium zu organisieren, damit unsere Schule noch mehr als bisher mit Sonnenenergie versorgt wird – auf dem Weg zu einer wirklich klimafreundlichen Schule?

Interview: Florian Kroner, Lou Remstedt (beide 7.1)



Nachhaltige Mode: Ist sie das Geld wert?

Wenn ihr morgens in euren Kleiderschrank schaut und überlegt, was heute wohl gut zu den neuen Lederstiefeln passt oder, ob der endlich, nach Komplikationen mit dem Zoll, gestern angekommene Sportsweater nicht doch zu kalt ist, kommt dann dort, vor dem Kleiderschrank, die Frage auf: „Ist mein Outfit überhaupt nachhaltig?“ Wohl eher selten. Dabei ist es eine wichtige Frage unserer Gegenwart. Mode sollte am besten nachhaltig sein. Aber: Ab wann ist Fashion nachhaltig, und welche Faktoren müssen dafür beachtet werden?

Wenn man von nachhaltiger und fairer Mode spricht, werden sehr viel mehr Bedingungen beachtet, als man denkt. Es müssen nicht nur umweltfreundliche Materialien verwendet werden, sondern die Erhaltung sozialer und ökologischer Standards muss auch gewährleistet sein, genauso wie der Verzicht auf tierische Bestandteile.

Heutzutage ist es alltäglich geworden, dass Modegeschäfte alle paar Wochen eine neue Kollektion mit kurzlebiger und günstiger Kleidung rausbringen. Diese kaufen wir, als wäre es selbstverständlich, ein. Dann werfen wir die Klamotten Monate oder sogar ein paar Wochen später weg. Dies führt nicht nur zu Massen von Müll, sondern auch zu einem Kreislauf der Überproduktion. Hierbei gelangt Plastik in die Meere und die Umwelt wird verschmutzt, zum Beispiel durch die Pestizide, die verarbeitet werden. Die ArbeiterInnen in den Textilfabriken werden größtenteils mit Hungerlöhnen abgespeist und müssen unter menschenunwürdigen Bedingungen schuften. Das nennt man „Fast Fashion“ – immer mehr produzierte und dafür umso weniger haltbare Mode.

Das Gegenteil – Slow Fashion – hingegen bedeutet einen bewussten Konsum sowie die Wertschätzung der Kleidung und des Aufwandes der Herstellung. Die hohe Qualität der Materialien sorgt dafür, dass man einen längeren Nutzen von ihnen hat. Mode mit

zeitlosem Design kann außerdem immer getragen werden, anders als Klamotten, die nach einer Saison aussortiert werden. Mein Vorschlag an die Modebranche wäre, seltener neue Kollektionen herauszubringen; die Unterteilung in Sommer- und Wintersaison ist ausreichend. Zudem sollten die Färbe- und Waschprozesse verbessert werden, indem die Farbe und die Materialien hochwertiger verarbeitet werden. Dann verbleicht die Farbe beim Waschen nicht und die Textilfasern halten den Waschprozessen länger stand. So gelangt weniger Mikroplastik ins Grundwasser. Bei der Herstellung sollte mit Ressourcen wie Wasser und Energie sparend gearbeitet werden, am besten durch Recycling.

Die Kriterien von nachhaltiger Mode und Fair Fashion:

1. Die Verwendung von biologischen Materialien. Biologische Materialien entstehen aus einem pflanzlichen und kontrollierten Anbau oder aus recycelten Stoffen. Kleidung direkt zu recyceln ist leider zu aufwendig und teuer, deswegen schneidet man recycelte Plastikflaschen in Fäden, welche dann als Jackenfutter oder Schuh- und Taschenmaterial dienen. Hierbei wird darauf geachtet, dass die Materialien so wenig wie möglich gewaschen werden müssen, um zu verhindern, dass Mikroplastik in die Abwässer gelangt. Bei der Herstellung von biologischen Materialien, wie zum Beispiel Biobaumwolle, welche nicht nur gut für die Umwelt, sondern auch für deine Haut ist, wird so Ressourcen sparend wie möglich gearbeitet (kein hoher Wasser- und Stromverbrauch). Es wird außerdem auch auf Pestizide verzichtet und das Upcyceln von Dingen so oft wie möglich angewendet. (Beim Recyceln werden die Materialien aus ihrer vorigen Form entnommen und komplett neu angeordnet, bei Upcyceln wird der Gegenstand nur umgewandelt und „aufgepimpt“ bzw. verschönert; diese Art des Recyclens ist zeitsparender und nachhaltiger.)

Konkret kann man hier die Marke MUD Jeans erwähnen. MUD Jeans ist eine Organisation, welche jährlich tausende von Jeans vor der Verbrennung rettet und diese upcycelt und dann wieder verkauft. Außerdem kannst du bei MUD Jeans eine Jeans für ein paar Monate für kleines Geld ausleihen.





Nachhaltige Mode: Ist sie das Geld wert?

2. Der Verzicht auf Chemikalien. Es werden keine giftigen Chemikalien verwendet, das ist nicht nur gut für die Umwelt, sondern schützt die Gesundheit der ArbeiterInnen und deine Haut.

3. Die Beachtung der sozialen Gerechtigkeit. Bei Fairtrade-Mode müssen gerechte soziale Bedingungen herrschen. Dazu gehören nicht nur die menschenwürdige Behandlung der ArbeiterInnen in den Textilfabriken, sondern auch derer, die die Rohstoffe anbauen.

4. Kein Tierleid. Vegane Kleidung ist besonders nachhaltig, bei ihrer Herstellung kommt man nämlich ohne Tierausbeutung und Massentierhaltung aus. Vegane Kleidung enthält nicht nur keine Wolle, kein Leder und keinen Pelz, sondern auch keine Seide, kein Perlmutter und keine Daunen. Zudem verzichtet sie auf die Chemikalien, die in der Weiterverarbeitung, vor allem bei Leder, vorhanden sind. Außerdem werden Tiere wie Merinoschafe geschützt. Diese Feinwoll-Schafrasse wird in Neuseeland und Australien gezüchtet, da die Schafe mehr Wolle produzieren als gewöhnliche. Allerdings geschieht die Züchtung unter grausamsten Bedingungen: Die Methode des Mulesing ist eine perfide Methode, um Parasiten von der faltigen Haut der Tiere fernzuhalten: Tellergröße Hautstücke werden den Schafen einfach abgeschnitten. Deswegen werden Alternativen gesucht, wie

Eukalyptus, Buchenholzfasern, Kork und recycelte PET-Flaschen, genauso wie Biobaumwolle oder Mischfasern, welche aus recyceltem Polyester und Hanf bestehen.

Zudem sollte man – 5. – auch ein Auge auf die Transportwege legen – so kurz wie möglich sollten sie sein – und – 6. – die Verpackung sollte bestenfalls aus recycelten Rohstoffen bestehen.

All diese Vorschriften sind echt schwer zu beachten. Sich ein nachhaltiges, faires und veganes T-Shirt zu kaufen ist nun mal komplizierter und teurer als ein herkömmliches zu shoppen. Ein guter Anfang wäre es, wenn man seine Klamotten nicht direkt in den Müll wirft oder im Schrank ungetragen lagert, sondern sie spendet, an Bekannte weitergibt oder verkauft. Darüber hinaus muss nicht alles neu sein; ein Secondhandladen ist auch eine günstige und nachhaltige Möglichkeit. Außerdem gibt es bestimmte Klamotten im Schrank, die vergessen wurden oder zu „langweilig“ sind; upcyclen oder Klamotten selber nähen ist dann auch eine Option.

Wer bereit ist, das eine oder andere „Opfer“ zu bringen und noch mehr tun möchte als „nur“ unsere Umwelt zu schützen, die*der kann bei Informationen zu weiteren Labels, wie dem „Global Organic Textile Standard“, dem „Fair Trade Siegel“ oder der „Fair Wear Foundation“ weiterlesen.

Johanna Himmel (10.3)

Das besondere Steckenpferd – Hobby Horsing

Fußball spielen, Malen und Zeichnen – schöne Freizeitbeschäftigungen, aber nicht sehr außergewöhnlich. Überraschender sind da schon Hobbys wie Kendama, Acro-Yoga oder Gummistiefel-Weitwurf – oder auch das Hobby namens Hobby Horsing. Diese interessante und seltene Aktivität stellen wir euch hier vor.

Hobby Horsing ist eine Sportart und kommt aus Finnland, wo die Sportart bekannter ist. Von dort kamen auch viele andere erstaunliche Dinge, wie Saunen, Schlittschuhe oder Angry Birds.

Aber was ist Hobby Horsing eigentlich? Wie der Name schon sagt, hat Hobby Horsing mit Pferden zu tun. Aber: Das Besondere an diesem Sport ist, dass man nicht auf richtigen Pferden reitet, sondern auf aus Holz gefertigten Steckenpferden. Es gibt regelmäßiges Training und Wettbewerbe wie beim richtigen Reiten, mit schwierigen Parcours fürs Springreiten über Hindernisse oder mit Plätzen für Dressurkunststücke. Kein Wunder, dass die meisten Hobby-Horser*innen nebenbei noch auf echten Pferden reiten.



Foto zur Verfügung gestellt von Marie-Louise Zirzlaff

Das erklärt uns auch die Vorsitzende des Berliner Hobby Horsing Vereins, Marie-Louise Zirzlaff, mit der wir gesprochen haben. Diesen Verein gibt es schon seit August 2019. Laut Auskunft der Website <https://hobby-horsing-berlin.de> findet das Training – wenn nicht gerade pandemiebedingter Lockdown ist – einmal in der Woche statt.

Zwei verschiedene Gruppen mit insgesamt 28 Mitgliedern gibt es mittlerweile – 15 Kinder in der einen und 13 in der anderen Gruppe.

Das Durchschnittsalter der Schüler*innen des Berliner Vereins liegt zwischen 5 und 13 Jahren. In anderen Vereinen gibt es aber auch 18-jährige Reiter. Also für alle was dabei!

Zu der Frage, ob es ein Fachvokabular gibt, sagte Marie-Louise Zirzlaff, dass alles wie beim echten Reiten sei, nur die Steckenpferde werden Hobbyhorses genannt.

Diese Hobbyhorses können sehr unterschiedlich sein, manch eines ist ein Stiel mit einer Socke darüber, ein anderes kann bis zu 200 € kosten. Auch hier also eine Vielfalt ganz ähnlich der bei echten Pferden!

Natürlich gibt es auch Abzeichen, wie beim Reiten. Beim Hobby Horsing sind dies Hufeisen.

An alle, die Interesse haben, guckt gern mal auf die Website:





STARTE DEIN BACHELOR-STUDIUM

An einer der besten Business Schools in Europa!

Bachelor of Science

Vollzeitstudium

- Business Administration
- Computational Business Analytics
- Management, Philosophy & Economics



➔ www.fs.de/bsc

Bachelor of Arts

Berufsbegleitendes Studium

- Betriebswirtschaftslehre

Kontakt

➔ bachelor@fs.de



Frankfurt School



Wir sponsern Schülerzeitungen: schultopf@studieren.de, Tel. 089 552790 500

studieren.de

STREICHT DIE ABISTREICHE NICHT!

Für manche ist es *das* Erlebnis im Schuljahr: der Abistreich. Jeder Abiturjahrgang hat einmal in seinem Leben die Chance, die Lehrer*innen mit Erlaubnis zu ärgern – bloß leider werden die Vorschriften dafür immer härter. Schon das zweite Jahr in Folge konnte am Lilienthal-Gymnasium kein echter Abistreich durchgeführt werden. Zwar gab es im letzten Jahr einen sofort sehr einleuchtenden Grund: Corona. Aber dennoch war die Enttäuschung groß.

Abistreiche gibt es ja nicht erst seit gestern. Und dafür, was früher bei Abstreichen an unserer Schule los war, würde man heutzutage glatt einen Tadel bekommen. Ohne Ankündigung an die Schulleitung wurden die Lehrkräfte zur Freude der Schülerschaft einmal im Jahr auf die Probe gestellt.



Übernachten auf dem Schulhof, verklebte Schlösser

Man übernachtete auf dem Schulhof! Und diese Aktion – 1988 – gehörte noch zu den verhältnismäßig harmlosen. Denn oft wurden die Lehrer*innen ganz schon rangenommen. 1989 haben sich die Abiturient*innen dabei besonders Mühe gegeben. In der Nacht wurde damals ein Auto, um genau zu sein eine „Ente“, auseinander gebaut und im 1. Stockwerk wiederaufgebaut. Dadurch wurde der Weg zum Lehrer*innenzimmer versperrt. Und nicht nur die Lehrkräfte wollten den Tag des Abstreiches in den 1980er Jahren am liebsten aus dem Kalender streichen. Auch der damalige Hausmeister Herr Richter war nicht sehr erfreut, als die Schüler*innen 1987 alle Schlüssellöcher verklebten. Bei so einer Aktion wäre unser Hausmeister Herr Dahlke wohl auch nicht sonderlich begeistert.

Buttersäure in Laubhaufen

Auch die jüngeren Schüler*innen mussten manchmal unter den Abistreichen leiden. Als am 29.11.1985 riesige Laubhaufen vor der Schule lagen, hat man diese Aktion wohl erstmal für nicht sehr einfallsreich gehalten – allerdings nur so lange, bis man näher an die Gebilde herantrat. Denn die Laubhaufen waren mit Buttersäure getränkt. Der Name „Buttersäure“ erklärt den durch diese Substanz entstehenden Geruch ganz gut – eine Mischung aus vergorener Butter und Erbrochenem. Und das erzeugt wahrlich keine angenehme Lernatmosphäre. Was für ein Zufall, dass sich an dem Tag wahrscheinlich mehr Schüler*innen krankgemeldet haben als an jedem anderen Tag. Selbst die damalige Schüler*innenzeitung des Lilienthal-Gymnasiums, „Walther“, berichtete über diesen Vorfall so: „[...] raus aus dem Geruch, der den Magen blubbern ließ, [...].“ Und nicht nur der Eingangsbereich wurde von dem Gestank vernebelt. Auch die Hofausgänge waren von stinkendem Laub versperrt worden. Die Abiturient*innen kriegten keine Strafe, aber die Reinigungskräfte durften die „ganze Kacke“ (Zitat nach „Walther“) wegräumen und der Hausmeister hatte seinen Spaß mit dem Wegschaffen der noch immer stinkenden Laubsäcke.

Das war damals eine so große Aktion, dass sogar die Berliner Zeitung darüber einen Artikel herausbrachte. Dort wurden die Täter*innen als unbekannt gemeldet, aber in der Schule gingen danach umso mehr Gerüchte um.



Fotos zur Verfügung gestellt von Florian Leppin



STREICHT DIE ABISTREICHE NICHT!



Abistreiche heute

Aber auch im 21. Jahrhundert gab es schon lustige Abistreiche an unserer Schule. Wie zum Beispiel eine Wasserschlacht auf dem Schulhof – das war bestimmt eine angenehme Abkühlung für die Hitzköpfe der Abiturient*innen. Die Abistreiche haben immer eine Menge Kreativität und Vorbereitung benötigt, aber der Einsatz hat sich immer gelohnt. Bloß: Leider werden die Abistreiche immer mehr vernachlässigt. Woran liegt das? Daran, dass weniger erlaubt wird – nicht nur an unserer Schule, sondern allgemein? Oder daran, dass wir Schüler*innen uns weniger Gedanken darüber machen, was man anstellen könnte? Oder gibt noch andere Gründe? Was meint Ihr? Schreibt uns Eure Meinungen!

Jedenfalls: Wenn wir uns die alten Abistreiche genauer angucken, können wir daraus einiges lernen – was man lieber lassen sollte, aber auch, was man vielleicht mal ausprobieren könnte.

Sabrina Wesely (9.2)

Best-Of

Herr Wenzlau

„Wir hören jetzt das Standbild.“

„Es ist ganz anders als sonst, aber an sich genau dasselbe.“

„Ja, ich hab meinen Kaffee vergessen. Herr Mohr hat schon gekocht. Wir haben da so eine Symbiose.“

„Danach kommt Argumentieren, das ist richtig abgefahren.“

„Mein Schwerpunkt ist so dermaßen schlecht, dass ich keine guten Erfahrungen damit gemacht habe.“ *während eines Gesprächs über Slack-Lines*

Herr Harms

„Ist ja irgendwie bescheuert, dass wir das trotz unserer kulturellen Entwicklung irgendwie kultig zu mögen scheinen.“ *in Philosophie während einer Diskussion über kultige Lebensweisen*

„Da kommt dann meine Schreibinkompetenz noch dazu, das Smartboard ist für mich am wenigsten geeignet.“ *nachdem das Smartboard nicht reagiert hat*

Herr Wiedemann

„Hier ist ja die halbe Schülerzeitungsredaktion, da muss man ja aufpassen, sonst findet man sich in der nächsten Ausgabe wieder.“

Frau Erler

„Das sieht ein bisschen nach viel aus.“

Best-Of

Frau Franz

„Hat das etwas mit ‚ut‘ und ‚cum‘ zu tun?“

Frau Dr. Ketterl

„Nennt mir mal das krasseste Tampon-Monopol!“ *Schüler daraufhin*
„Nivea?“

„Ich lache, auch, wenn man's nicht sieht.“ *während der Maskenpflicht
in Stufe Orange (12.11.2020)*

Herr Dr. Urschel-Sochaczewski

„Ich hab's hier auf einem Stick.“ *holt sein Handy raus*

„Das ist gar nicht so doof.“

Herr Lenk

„Ich hab jetzt keine Fünfen verteilt, ich wollt euch ja nicht die Motivation
nehmen.“

„Da hat sie was von Kreisfunktion gesagt, das hab ich dann nicht mehr
verstanden.“

„Ich hab's sogar gelocht, das mach ich nur bei euch!“

„Es gibt n Arbeitsblatt, das ist ne Seltenheit bei mir. Haltet es in Ehren!“

„Wir gucken, ob wir was hören.“

Frau Dankwart

„Du hast Recht und ich meine Ruhe.“

„Schick, schick“

Klasse 10

„Das hätten Sie jetzt wahrscheinlich sowieso in den nächsten zehn
Sekunden gesagt. Sie können auch einfach weitererzählen.“ – Schüler,
nachdem er drangenommen wurde

„It's a optische Illusion“

„Cargo is when you bestellen something bei Amazon.“

„Durch unseren täglichen Döner-Support“ *Schüler im Gespräch über
den Döner-Laden vor der Schule*

„Ich habe mich gehirnlisch noch nicht darauf eingestellt.“

„Woher soll ich wissen was ich bin, wenn ich nicht in den Lernraum
kann!?“

„Das ergibt keinen Sinn, aber man braucht das einfach!“

Einblicke in den Menschen, Ausblicke auf die Zukunft:

Berlin-Mitte mal anders

Mit Berlin-Mitte verbindet man bekannte

Sehenswürdigkeiten, vor allem das Brandenburger Tor, den Fernsehturm und die Siegessäule. Ganz in der Nähe dieser Gebäude sind Orte zu entdecken, die noch nicht ganz so ‚klassisch‘ sind, dafür aber originell. Hier zwei Beispiele, die mich aufgrund ihrer Originalität überzeugen konnten und die zu weiteren Diskussionen anregen: das „Futurium“ und die „Körperwelten“. Beide Ausstellungen sind auch gut für einen Klassenausflug geeignet.

Futurium:

Das Futurium ist „das Haus der Zukünfte“. Man kann in den ‚Denkräumen‘ zu den Themen Mensch, Natur und Technik spannende Zukunftsoptionen entdecken und eigene Haltungen zu umstrittenen Themen entwickeln.

Die Ausstellung beschäftigt sich vor allem mit den Fragen „Wie wollen wir leben?“, „Wie können wir den Klimawandel in den Griff bekommen?“, „Welche Technologien wollen wir künftig nutzen?“, „Wie wollen wir als Gesellschaft zusammenleben?“ und „Gibt es Alternativen zum Höher-Schneller-Weiter?“ Viele kleine Stationen gehen auf Zukunfts-/ Lösungsmöglichkeiten ein und es wird genau erklärt, was passieren wird, wenn wir einfach so weiterleben würden, wie wir es momentan tun. Schon kleine Veränderungen können Großes bewirken, wenn wir alle sie vornehmen.

Bereits zu Anfang der Ausstellung wird man von einem Roboter empfangen, bei dem sich jede*r ein kleines Band mit einem Chip nehmen kann. Mit dem Chip kann man an den einzelnen Stationen die eigene Meinung speichern und diese am Ende in einer „Zukunftsmaschine“ auswerten lassen.

Für Architektur-Interessierte lohnt sich ein Besuch schon deshalb, um sich das sehr moderne Gebäude anzugucken. Ein Highlight ist der „Skywalk“, eine Aussichtsplattform mit einem schönen Blick über die Spree zum Reichstagsgebäude und zum Bundeskanzleramt.

Das Museum ist kostenlos und bereits aus diesem Grund einen Besuch wert.

Für Schulklassen werden kreative Workshops angeboten, in denen sich Besucher*innen verschiedener Jahrgangsstufen mit Zukunftstechnologien beschäftigen und an neuen Erfindungen tüfteln können.

Körperwelten:

Vermutlich könnten einige vor ihrem ersten Besuch der „Körperwelten“-Ausstellung denken, das Ausstellen von Plastinaten sei ethisch nicht vertretbar. Dieser Gedanke wurde schon oft diskutiert! Jedoch ist das Museum viel mehr als nur eine Ausstellung mit Präparaten. Es dient der Medizin und Wissenschaft und zeigt dem „Laien“ einen tiefen Einblick in die Struktur des Menschen – es zeigt, was uns verbindet, was uns aufrecht und in Bewegung hält, uns lachen und lieben lässt.

Das „Körperwelten“-Museum geht im wahrsten Sinne unter die Haut. Man kann sehen, wie der Mensch von innen aussieht; dafür wurden die Organe, Sehnen, Muskeln etc. von verstorbenen Menschen so präpariert und angeordnet, wie sie bei einem lebenden Menschen „in Aktion“ wären. Man kann etwa den Verlauf einer Schwangerschaft beobachten oder auch den Unterschied zwischen gesunden und erkrankten Organen erkennen.

Es ist interessant zu sehen, wie Stress, Alkohol, Nikotin und Fettleibigkeit den Körper angreifen. Die Lunge eines Rauchers wird hier einer gesunden Lunge gegenübergestellt.

Allein in dieser Ausstellung befinden sich insgesamt 160–200 echte Teil- und Ganzkörperplastinate, die einen tiefen und umfassenden Einblick in die Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers gewähren. Die Ausstellung wirkt sehr lebensecht und zeigt Menschen in alltäglichen Situationen wie etwa bei sportlichen Aktivitäten. Teilweise werden auch Tiere gezeigt.

Für Lehrkräfte und Referendar*innen ist der Besuch kostenfrei. Für Schulklassen werden sowohl Anatomieführungen als auch Workshops und themenbezogene Crash-Kurse angeboten. Für alle Besucher*innen besteht die Möglichkeit, einen Audio-Guide kostenfrei zu benutzen. Der Audio-Guide führt in englischer oder deutscher Sprache durch die Ausstellung.

Ein authentischerer Biologie-Unterricht ist kaum vorstellbar!!

Friederike Ante (8.4)

Lesen oder lassen?

Das Zuhause als gefährlicher Ort: Rezension zum Jugendroman „You are (not) safe here“ von Kyrie McCauley

„You are (not) safe here“ (Originaltitel: If these Wings could fly) ist ein Roman von der Schriftstellerin Kyrie McCauley. Er wurde in der deutschen Übersetzung Anfang 2020 sowohl als Taschenbuch als auch als E-Book im Verlag dtv veröffentlicht. In dem Roman geht es um das Mädchen Leighton, das gerade seinen Abschluss an einer Highschool in Auburn, Pennsylvania, macht und plant, an einer Universität ganz weit weg von zu Hause Journalismus zu studieren. Jedoch gibt es ein Problem: Wer ist für ihre Schwestern da, wenn ihr unberechenbarer Vater seine Beherrschung verliert?

Leighton Barnes lebt mit ihren zwei jüngeren Schwestern und ihren Eltern an einer ruhigen Straße in der Stadt Auburn in einem Haus, welches sie selbst als magisch bezeichnet. Es scheint alle Geheimnisse ihrer Familie zu verbergen. Das Geheimnis, dass ihre Familie unter ständiger Angst lebt. Die Angst, dass der Familienvater wieder einen seiner Wutausbrüche hat. Die Angst, dass der Vater seiner eigenen Frau etwas antut. Und die Angst, dass diese Wutausbrüche, die sich bislang in Beleidigungen oder dem Herumwerfen von Vasen äußern, doch noch weiter eskalieren bis hin zum Griff zur Pistole.

Doch auch in diesen schlechten Verhältnissen gibt es für Leighton etwas Tröstendes: die tausenden Krähen, die mit der Zeit eine Plage für die Stadt sind.

Doch was hat es mit den Krähen auf sich? Und was wird aus Leightons Familiensituation, vor allem, wenn sie studieren möchte?

Der Roman hat ein gutes und interessantes Thema aufgegriffen – Gewalt in der Familie –, das sehr intensiv ist. Die Auseinandersetzungen in Leightons Zuhause werden sehr deutlich geschildert, sodass auch die vulgären Ausdrücke, die wir in anderen Zusammenhängen für relativ harmlos halten würden, eine stärkere Bedeutung erhalten.

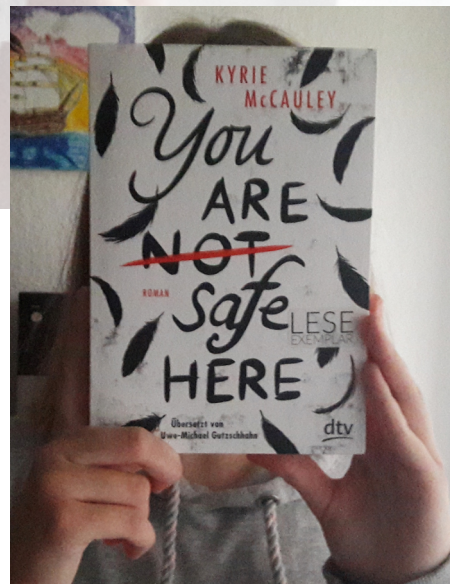
Ich fand beim Lesen, dass die Emotionen sehr deutlich wurden, sodass man Mitgefühl mit den Charakteren hatte, und auch die Metaphern dazu haben mir gefallen. Jedoch hatte ich den Eindruck, dass das eigentliche Thema mit der Familiensituation im Laufe der Geschichte immer wieder an Bedeutung verlor. Eher ist man dann auf Leightons Alltag in der Schule und auf den Jungen eingegangen, der für sie schwärmt. Zwar waren die Gedanken von zu Hause noch in ihrem Hinterkopf, jedoch schien sich die Anspannung bei ihr zu Hause nicht großartig weiter gesteigert zu haben, mit Ausnahme einiger Kapitel.

Ehrlich gesagt habe ich dann öfters das Interesse am Weiterlesen verloren, weil das Buch dann doch über Kapitel hinweg von den Charakteren her wie fast jeder andere Jugend-Liebesroman aus den heutigen Buchläden wirkt, mit dem verzweifelt Mädchen, das von der Schule gestresst ist, obwohl es gute Noten schreibt, und dem Jungen, der sich als ein „Bad Boy“ ausgibt, aber in Wahrheit doch ganz nett ist.

Anna Hansen (9.2)

Das Rezensionsexemplar des Romans wurde freundlicherweise von Frau Gudrun Winkler, Buchhandlung Winkler, Drakestraße 39, 12205 Berlin, zur Verfügung gestellt.

Frau Winkler hat dem Förderverein des Lilienthal-Gymnasiums auch zwei Kisten mit Jugendbüchern gespendet. Die Bücher können in der Bibliothek ausgeliehen werden. – Vielen Dank!



Anzeige



VANESSA NEUMANN

GOLDSCHMIEDEMEISTERIN

MOBIL 0151/40769723

INFO@STERNENSTUECKE.COM

LILICRAFT



Das ist Tim. Er wohnt mit seinen Eltern und seinem Hund in den Bergen.



Nach der Schule geht er nach Hause und macht sich ein Mittagessen. Heute gibt es Lachs.



Wenn er keine Hausaufgaben hat, sieht er fern...



...oder spielt Minecraft Bedwars.

LILICRAFT



Morgens rennt er immer zur Schule. Denn weil er zu faul zum Aufstehen ist, hat er nie genug Zeit.



Das ist sein Chemielehrer. Er ist sehr nett, aber auch sehr reizbar. Er kommt aus Norddeutschland.

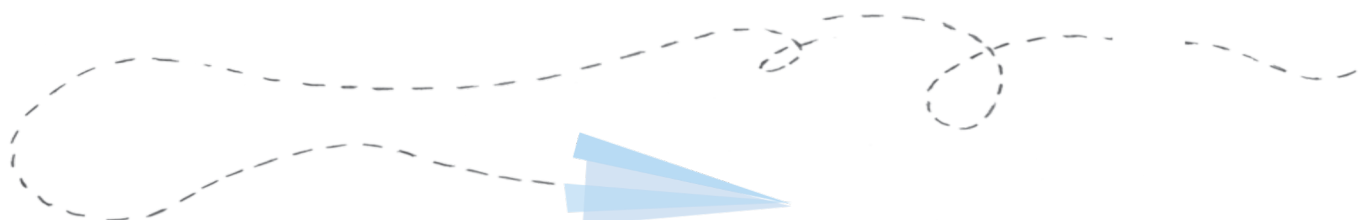


Tim denkt, es stimmt nicht, was der Chemielehrer sagt, und prüft das mal nach.



AAAAAAAvummmmmmmmm

Ruben Voß, Tim Waack (beide 7.1)



Abschluss in der Tasche – und dann?

Ich, Emma, Q4, bin gerade in meinem letzten Schuljahr und *so langsam wird es ja ernst*. Klar mache ich mir schon mein Leben lang Gedanken über meine berufliche Karriere, aber meine Kindheitsträume, Sängerin oder Schauspielerin zu werden, helfen mir momentan leider nicht wirklich weiter – zumal das Leben als professionelle*r Künstler*in ja derzeit oft besonders prekär ist. Die letzten paar Jahre konnte ich genauere Planungen noch gut zur Seite schieben und fand es sogar übertrieben, mir schon ernsthafte Gedanken zu machen. Das sieht jetzt ganz anders aus, denn für eine Ausbildungsbewerbung wäre ich zum Beispiel schon spät dran.

Aber eins stand für mich immer fest: dass ich studieren will. Ich weiß nicht einmal, wieso, aber schon als Kind hatte ich dazu die Grundeinstellung. Vielleicht hat mir meine Mutter das auch einfach eingetrichtert. Keine Ahnung.

Für alle, die noch etwas planlos sind und sich gerne Anregungen für die Zeit nach der Schule holen möchten, folgen hier ein paar Optionen und eine Einschätzung dazu.

Muss ich mein Abitur machen?

Das kommt natürlich darauf an, was man machen möchte. Für viele Ausbildungsberufe ist ein Abitur nicht nötig. Es zu haben, schadet aber nicht. Es kommt nicht selten vor, dass Arbeitende ihren Beruf wechseln und auf einmal ihr Abitur brauchen. Es ermöglicht eine deutlich größere Freiheit bei der Wahl der Weiterbildung oder des Berufs und man erlangt auf dem Weg zum Abitur oder auch in den Weiterbildungen, für die man das Abitur braucht, teilweise spannendes Wissen.

Trotz der Vorteile, die das Abitur bietet, sollte man sich aber nicht dazu zwingen. Es sind immer noch zwei bis drei Jahre, die echt anstrengend sein können und nicht für jede*n das Richtige sind. Deswegen gibt es auch nicht selten Schüler*innen, die während der Oberstufe abbrechen und ihr Abitur doch nicht machen. Und das ist auch vollkommen in Ordnung.

Was bringt ein Gap-Year?

Falls man kurz vor dem Abschluss immer noch nicht weiß, was man machen will, ist ein Gap-Year eine mögliche Lösung. Ein Jahr lang ausruhen, reisen, in Ruhe bewerben. Die Klimaaktivistin Friederike hat genau das nach dem Abitur getan: „Ich habe ein Gap Year gemacht, weil ich nach dem Abistress erstmal durchatmen wollte. Deswegen hatte ich auch keinen festen Plan und das Jahr hat sich bei mir so entwickelt. Ich habe mich mit Unibewerbungen für die Niederlande beschäftigt, gearbeitet, ein Praktikum gemacht und bin zur Vollzeitaktivistin geworden. Ein Gap Year würde ich generell allen empfehlen, die nicht den Drive haben, direkt an die Uni oder in die Ausbildung zu gehen. Ich glaube aber, dass es wichtig ist, eine Idee für das Gap Year zu haben und darauf zu achten, dass man nicht zu viel macht, wie das bei mir am Ende der Fall war.“ Friederike hat ihre Zeit vor allem für ihren Aktivismus in der Klimagerechtigkeitsbewegung Fridays for Future aufgewendet. Ein Ehrenamt auszuführen ist eine super Möglichkeit, die Zeit in einem Gap-Year zu nutzen – wenn man es sich leisten kann.

Was bietet eine Ausbildung?

In einer Ausbildung lernt man direkt einen Beruf. Während einer Ausbildung arbeitet man aber nicht nur praktisch, sondern geht parallel zur Berufsschule und lernt die theoretischen Grundlagen des Berufs. Für einige Ausbildungen genügt die Berufsbildungsreife, für andere der Mittlere Schulabschluss, bei einigen braucht man aber auch das Abitur oder das Fach-Abitur. Ein klarer Vorteil an einer Ausbildung ist, dass man währenddessen schon Geld verdienen kann. Aber das variiert sehr stark, denn Erzieher*innen bekommen während der Ausbildung in Berlin leider gar kein Geld, in anderen Ausbildungsberufen bekommt man schon im ersten Ausbildungsjahr etwa 1000€, zum Beispiel bei der BVG. Wegen der praktischen beruflichen Erfahrung und des Gehalts bietet es sich auch an, vor einem Studium eine Berufsausbildung zu machen. Außerdem ist es nie schlecht, immer einen beruflichen Plan B zu haben.



Welche Chancen bietet ein Studium?

Für mich und wahrscheinlich auch für viele andere ist ein Studium der nächste geplante Schritt nach dem Abitur. Nicht jedes Studium zeigt eindeutige Berufschancen auf. Was man nach einem Medizin- oder Jurastudium machen kann, ist ziemlich klar. Anders sieht es bei Philosophie, Geschichte etc. aus, bei solchen Fächern muss man sich gut informieren und am besten vor dem Studium überlegen, was man danach machen möchte. Das ist auch sehr wichtig, wenn man z.B. einen sogenannten Kombi-Bachelor machen will, also einen Bachelor-Abschluss in zwei Fächern, die man zeitgleich studiert. Der Kombi-Bachelor an einer Universität oder Hochschule ist nicht zu verwechseln mit dem dualen Studium: Das duale Studium ist sozusagen eine Mischung aus Studium und betrieblicher Ausbildung.

Ein Studium ist grundsätzlich recht theoretisch; Hochschulen sind in der Regel noch etwas praxisorientierter als Universitäten. Man ist an beiden Institutionen viel selbstständiger als in der Schule. Das heißt, es gibt, zumindest bei vielen Studienrichtungen, nicht viele Vorlesungen und Seminare, dafür aufwendigere und längere Hausarbeiten zu schreiben. Bei manchen Studiengängen, z.B. Medizin, kann es aber sehr umfangreiche Präsenzpfllichten geben; es ist also sinnvoll, sich ganz individuell zu informieren.

Mia Schumacher hat 2020 ihr Abitur am Lilienthal-Gymnasium gemacht und studiert jetzt Unternehmensmanagement an der Hochschule für Nachhaltige Entwicklung Eberswalde (HNEE). Sie sagt: „Für mich ist das Studium eine neue Herausforderung und ich freue mich darauf, endlich hauptsächlich das lernen zu können, was mich wirklich interessiert.“



Ein Freiwilliges Jahr

In einem Freiwilligen Jahr (FSJ, FÖJ, Bundesfreiwilligendienst) hat man die Möglichkeit, ein Jahr lang in einem bestimmten Bereich zu arbeiten und sich diesen Bereich genauer anzugucken. Oft sind die Arbeitsstätten von einem sehr sozialen Gedanken getragen. Unsere ehemalige „FlugBlatt“-Chefredakteurin Dijana Kolak hat 2020 ihr Abitur am Lilienthal-Gymnasium absolviert und macht jetzt ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) bei der Jugendpresse Deutschland e.V., einem gemeinnützigen Verein für junge Medienmacher. „Unabhängig davon, wie mein Abischnitt am Ende aussehen würde, wusste ich, dass ich mich nicht sofort in ein Studium stürzen möchte, sondern erstmal praktische Erfahrungen sammeln möchte. Außerdem weiß ich immer noch nicht genau, in welche Richtung es danach für mich gehen soll. Da bot sich das FSJ Kultur bei der Jugendpresse an: Ein Jahr „Pause“ vom ständigen Lernen und stattdessen praktische Erfahrungen sammeln“, sagt Dijana.



„Natürlich darf man das FSJ aber auch nicht unterschätzen. Man arbeitet etwa 40 Stunden die Woche, also Vollzeit. Dafür bekommt man nur ein geringes Taschengeld, was als Aufwandsentschädigung gilt. Man sollte auf keinen Fall wegen des Geldes ein FSJ machen. Eher wegen der Möglichkeiten, die sich einem in der Einsatzstelle eröffnen.“ Die Einsatzstellen sind sozusagen die Arbeitsplätze. Dijana konnte über das Netzwerk ihrer Einsatzstelle schon Bundesfamilienministerin Franziska Giffey interviewen; das sei eine „großartige journalistische Möglichkeit“ für sie gewesen. Überhaupt lerne sie in vielen verschiedenen Bereichen dazu. Zum Beispiel: Grafikdesign, Teilnehmendenbetreuung (bei Workshops), Projektmanagement, Bürokoordination, Communication Design, Creative Communication und Fotografieren. Auch das klassische journalistische Schreiben kann sie verfolgen: Sie schreibt regelmäßig für das journalistische Medienprojekt politikorange. In der Regel startet ein Freiwilliges Jahr vergleichsweise früh und die Bewerbungen sind im Anmeldezeitraum Januar bis März einzureichen, wenn es im September losgehen soll – also bevor der Abschluss gemacht ist.

Was auch immer man nach dem Abschluss macht, alles hat eigene Vor- und Nachteile. Wo die Vorteile nun überwiegen, kann jede*r nur für sich selbst entscheiden. Man sollte keine voreiligen Schlüsse ziehen. Zwar muss man immer vernünftig abwägen, was einem die Entscheidung ‚bringt‘ – aber vor allem sollte man sich mit der Entscheidung wohlfühlen.

Emma Fuchs (Q4)

Fotos zur Verfügung gestellt von Mia Schumacher (HNEE), Friederike Leppert (FFF), Max Csali (jpd)

Seit ich denken kann, wollte ich nach der Schule ins Ausland. Am besten für immer, aber ein Jahr dürfte auch erstmal reichen. Und dann am besten ganz weit weg. In all den Jahren sind meine Traumziele immer exotischer geworden: Von Italien nach Schweden, über Thailand und Südafrika nach Costa Rica. Und während ich meine halbe Schulkarriere davon träumte auszuwandern, um irgendwo auf der Welt etwas Sinnvolles zu machen, verflieg die Zeit dann doch irgendwie.

Im September 2021 geht es jetzt aber tatsächlich los: Ich habe mir meinen Traum erfüllt, einen Freiwilligendienst in Costa Rica zu machen. Die fremde Sprache? Das Auf-sich-selbst-gestellt-Sein? Habe ich keine Angst vor. Gut, vielleicht ein bisschen. Aber im guten Sinne. Gefühlt bin ich schon seit Jahren dafür bereit, selbstständig durch die Welt zu ziehen, meinen eigenen Weg zu gehen – und dabei ganz eigenverantwortlich zu handeln. Ich weiß, dass viele in meinem Alter genau vor dieser Eigenverantwortlichkeit zurückscheuen. Verantwortung übernehmen für jeden meiner Schritte? Selbstständig handeln und alles alleine regeln? Scheint einem unmöglich nach 12 Jahren strukturiertem Schullalltag. Für mich jedoch ist genau das der Grund, warum ich weg will. Warum ich in ein Land will, wo mein Leben einmal auf den Kopf gestellt wird – um dort Fehler zu machen und in Fettnäpfchen zu treten und auf Herausforderungen zu treffen. Bei mir war das schon immer so: Wenn ich nicht weg darf, dann will ich weg. Wenn mir langweilig ist, dann will ich Abenteuer. Wenn etwas, was ich eigentlich mag, zur Pflicht wird, dann will ich es nicht mehr.

Immer mal wieder gibt es in den politischen Parteien und in den Medien die Diskussion darum, ein Soziales Pflichtjahr einzuführen. Das heißt: ein Jahr nach der Schule, in dem jeder einer gemeinnützigen Tätigkeit nachgehen muss – zum Beispiel in der Altenpflege, in Einrichtungen von körperlich und geistig Pflegebedürftigen, in Jugendhäusern oder im Bereich des Umwelt- und Naturschutzes. Obwohl das wie eine gute Idee scheint – es ist ja für etwas Gutes –, ist es keine. In der Theorie klingt es schön: Man muss sich keine Sorgen mehr darüber machen, was nach der Schule kommt, man macht etwas für die Allgemeinheit, und der Staat hat auch was davon. Aber: Selbstbestimmung? Wird drauf gepiffen. Freiheit? Kannste danach haben. Auch meine ganz private Umkehr-Logik – mit der ich als Jugendliche aber bestimmt nicht alleine bin – kommt hier wieder ins Spiel: Mein Freiwilligendienst wird zu einem Pflichtjahr? Dann will ich es doch nicht. Die Zeit nach der Schule ist einmalig. Und das weiß ich schon, bevor sie überhaupt angefangen hat. Alle Eindrücke und Erfahrungen, die wir dann sammeln, werden uns auf eine ganz andere Art und Weise prägen, als es die Schule getan hat.

Wie also kommt man auf die Idee, dass es für die Zeit nach der Schule eine allgemeingültige Formel gibt, die für jeden passt? Für mich ist vielleicht ein Freiwilligendienst im Ausland das Richtige. Das heißt aber noch lange nicht, dass die circa 1,8 Millionen Schulabsolvent*innen (laut dem Statistischen Bundesamt im Jahr 2020) nicht gleich studieren, eine Ausbildung machen, als Au-pair nach Frankreich gehen oder auch ein Jahr Däumchen drehen wollen. Jeder sollte die Freiheit haben, die Art und Weise, wie er sein Leben lebt, selbstständig und frei bestimmen zu können. Und sich seinen Weg in das Verantwortungsbewusstsein selbst auszusuchen. Menschen zu einer guten Tat zu zwingen bringt nichts. Es muss aus eigenem, freiem Willen geschehen.

Anstatt also aus einem gemeinnützigen Jahr eine Pflicht zu machen (widerspricht sowieso dem Grundgesetz, siehe Artikel 12), sollte man ein Recht draus machen: Jeder, unabhängig von Herkunft, Religion und Einkommen, sollte die Chance kriegen, mit einer guten Organisation im Rücken und ausreichend finanziellen Mitteln in der Hand – auf freiwilliger Basis – ein soziales Jahr durchzuführen.

Eigentlich hatte ich vor, als Freiwillige in einem Umweltprojekt tätig zu sein. Geworden ist es ein Projekt für angepasstes Surfen – also Surf-Therapie für behinderte Menschen. Aber egal in welchem Projekt: Ich muss Verantwortung übernehmen – weil ich sie übernehmen will. Ich fühle mich bereit dafür, ein noch größeres (Verantwortungs-)Bewusstsein für globale Probleme, für die Umwelt, für mein Handeln zu entwickeln. Klar, ich könnte durch die Welt gehen und mir denken: „Betrifft mich ja alles nicht, der Klimawandel, die Flüchtlinge, das Plastik im Meer...“. Mach ich aber nicht. Stattdessen habe ich mich dazu entschieden, mich ab nächstem Jahr jeden Tag in der Praxis mit globalen Problemen bzw. Herausforderungen zu konfrontieren. Das heißt: Bei mir selbst zu gucken, was ich verändern könnte und wo ich Verantwortung übernehmen kann, damit es der Welt ein Stückchen besser geht.

Mir ist klar, dass ein FSJ, ein FÖJ oder ein Freiwilligendienst allein keine globalen Probleme lösen können. Aber sie können uns als privilegierte, bald ehemalige Schüler*innen mehr Eigenverantwortlichkeit, Bewusstsein und Selbstständigkeit beibringen (ganz gleich ob in Costa Rica oder Italien oder Berlin). Und somit dann doch merklich zu einer Welt beitragen, in der Menschen auf sich selbst, ihre Umwelt und ihre Mitmenschen achten – weil sie es wollen. Nicht aber, weil sie dazu gezwungen wurden.

Hanna Rautenberg (Q4)



Du willst meine Entsendeorganisation **Visioneers e.V.** und mich unterstützen? Dann würde ich mich sehr über eine kleine Spende freuen. Schreib mir gerne per E-Mail: hannarautenbergberlin@gmail.com

Du interessierst dich auch für einen Freiwilligendienst und weißt nicht, wo du anfangen sollst? Hier findest du tolle Projekte und Organisationen: www.weltwaerts.de

Lehrer*innen-Masken-Quiz



Wie in jeder Ausgabe haben wir auch dieses Mal wieder ein Rätsel für euch. Passend zum aktuell allgemein begehrtesten Kleidungsstück haben wir ein Masken-Rätsel vorbereitet: Wem gehört die unten abgebildete Maske? Ordnet sie dem entsprechenden Mitglied aus dem Kollegium zu und schickt uns die Lösung bis zum 21.03.2020 per Mail an redaktion-flugblatt@gmx.de oder per Instagram-Direktnachricht an [flugblatt_lilienthal](https://www.instagram.com/flugblatt_lilienthal), um euch den Gewinn-Gutschein im Wert von 20 Euro zu sichern! Der*Die Gewinner*in wird per Losverfahren ermittelt – viel Glück!

Wählt zwischen folgenden Vorschlägen:

Lösung A) Frau Bohnet-Kohlhoff

Lösung B) Herr Henze

Lösung C) Herr Weigelin

Lösung D) Frau Schröder



Impressum



„FlugBlatt“ – Die Schüler*innenzeitung der Schüler*innen des Lilienthal-Gymnasiums in Berlin

Herausgeberin: Redaktion der Schüler*innenzeitung „FlugBlatt“, Ringstraße 2–3, 12203 Berlin

V.i.S.d.P.: Florian Urschel-Sochaczewski, Ringstraße 2–3, 12203 Berlin

Chefredaktion: Emilia Friedrich (10.3)

Redaktion: Josefin Berg (7.1), Paul Camenzind (7.1), Amelie Christoph (7.1), Jada Emeera (7.1), Emilia Fuchs (7.1), Florian Kroner (7.1), Philipp Reichert (7.1), Lou Remstedt (7.1), Jakob Stelzner (7.1), Ruben Voß (7.1), Tim Waack (7.1), Richard Wedell (8.1), Friederike Ante (8.4), Turid Golzo (8.4), Pia Dappen (9.2), Anna Hansen (9.2), Lea Lachmann (9.2), Sabrina Wesely (9.2), Emilia Friedrich (10.3), Lara Haasis (10.3), Johanna Himmel (10.3), Simon Ocker (10.3), Murat Pinarci (10.3), Tamar Landmann (Q2), Dana-Mae Majewski (Q2), Fiona Bartel (Q4), Emma Fuchs (Q4), Helene Lindemann (Q4), Hanna Rautenberg (Q4)

Fotos und Illustrationen: Mitglieder der Redaktion bzw. Autor*innen der dazugehörigen Texte (soweit nicht anders angegeben) und Pixabay.com

Titelbild: Johanna Himmel (10.3), Simon Ocker (10.3), Tamar Landmann (Q2), Dana-Mae Majewski (Q2)

Layout: Tamar Landmann (Q2) mit Unterstützung von Dana-Mae Majewski (Q2)

Betreuender Lehrer: Herr Dr. Urschel-Sochaczewski




**Das Beste,
was du
werden kannst:
du selbst.**

Sichere dir jetzt eine zukunftsstarke Ausbildung
im Berliner Handwerk.



www.ausbildung4u.de

 Handwerkskammer
Berlin

DAS HANDWERK
DIE WIRTSCHAFTSMACHT. VON NEBENAN.

HANDWERK.DE